

# Bärnd Bichel

Eine Bauerngeschichte

von

J.-P. Erpelding



Verlag von P. Schroell  
Diekirch  
1917.



Die grauen Mauern und die blauen Dächer von Benzen standen schmucklos und verregnet im fahlen Licht des späten Novemberabends. Der Ochsenkoppel, auf dessen lang gestrecktem Rücken das Dorf lag, hob seinen Buckel in träger Ruhe über die Täler der Schlen und der „Wöbäch“, die sich muldenförmig um ihn herumlegten. Am Westende des Dorfes, wo der Ochsenkoppel sich vom höheren Wetterberg löste, sprang der Galgenkopf in steiler Böschung aus dem brüchigen Roetelgestein des Untergrunds. Auf der höchsten Spitze stand eine uralte Kriippeleiche, an deren kahler Krone der Sturm zerrte. Die „Wöbäch“, die am Südrande des Berges floß, hatte das Wiesental weithin überschwemmt und trieb wüßt und uferlos. Die große Landstraße, die in weitem Bogen nach Deutschland hinein führte, verlor sich in der verwehten Abendlandschaft, in der Wind und Regen herrschten. Aus den Niederungen wuchs die Dämmerung grau und leer über die weite, tote Erde.

Dicht neben der Landstraße lag der Bichelhof unter mächtigen, hundertjährigen Eschen, die ihr tropfendes Geäst über ihn ausschütteten. Es war ein großes, zweistöckiges Bauernhaus mit einer doppelten Flucht von Fenstern. Ein Stück war vor Jahren zugebaut worden wegen der vielen Junggesellen, die immer beim Hause blieben. Die Schuppen und Scheunen umschlossen das Wohnhaus von drei Seiten und ließen nur die vierte, der Straße zugekehrte Seite frei; dort standen Obstbäume, denn die Bichel waren Baumfreunde. In den

beiden Ecken des Hofes stand je ein Wachholderbaum; einer von den alten Bichel hatte sie gepflanzt, damit sein Sarg aus ihrem Holz geschnitten würde: so lange wollte er leben. Er war längst tot, und die Bäume kaum arm-dick. Wegen der Bäume und ihrer Geschichte, die jeder-mann in Benzen kannte, hieß der Hof auch „Wakelter-hof“.

Bärnd Bichel stand mit verschränkten Armen im Hoftor und wartete auf die Schweine, die im „Mo'ergrund“ in der Eichel waren. Er lehnte mit seinem breiten Rücken gegen den Sturm und stand fest wie der Hof neben ihm: hart und eckig und eine Masse wie dieser. Er hob noch trotz seiner sechzig Jahre einen Sester Weizen zwischen Daumen und Zeigefinger bis zur Höhe des Kinnes. Im letzten Winter erst hatte er in der Scheune lachend die Probe vor den Jungen bestanden. Sein Gesicht war glatt rasiert und knochig und hatte viel Fläche wie die Mauern seines Hofes. Er hatte eine starke Nase und stahlblaue Augen: das war die Nase der Bichel, die weit-hin in den Hügeln des Gutlandes Wurzel geschlagen hatte.

In langen, grauen Schwaden strichen die Schauer, vom Winde getragen, durch die „Göschelt“, die sich mäh-lich von der Landstraße zur „Wöbäch“ senkte. Jenseits der Gewässer stieg die dunkle Masse der „Hüsch“ blau-schwarz bis an den Rand der Wolken. Dahinter lag das große Deutschland, aus dem die Züge und die Wander-burschen kamen. Weiter gegen Süden, wo abends der Widerschein des fließenden Erzes in den Wolken flaminte, lag über den Wetterberg hinaus das Land der roten Erde und der roten Sozialdemokraten: das Abenteuer-land, wo alles hinzog, was daheim den festen Boden unter den Füßen verlor. Bärnd Bichel hatte einen Ab-scheu davor; er hatte überhaupt einen Abscheu vor allem,

was nicht bobenständig war. Er reckte sein starkes Knochengerüst noch höher in die Nacht und preßte seine schmalen Lippen noch fester zusammen: gegen den Sturm und gegen die andern, die ein heimatloser Haufe waren.

Er nahm seine Blicke von den Fernen zurück und ließ sie gefällig über die Acker der Bichel schweifen, die breit gewürfelt in der weiten Landschaft lagen. Der aufgeweichte Boden schien in die Dämmerung hinaufzuschwellen wie ein fatter Leib, und der Sturmwind trieb die Feuchtigkeit tief in den Schoß der Erde. Vom Goldknapp rann das rot gefärbte Wasser wie Blut: es war überschäumender Lebenssaft, der aus der Erde quoll.

Wie lieb er doch seine Acker hatte! Er empfand es wie einen Rausch. Die Bichel waren am Wachsen, und ihr Besitz dehnte sich. Das erfüllte ihn mit Stolz, und eine Freude glitt in sein Herz und wärmte es.

Da klatschten hinter ihm schwere Mannstritte durch den Brei der aufgeweichten Straße. In dem Augenblick, wo er sich nach dem Geräusch kehrte, stand ein junger Bauer in Sonntagskleidern vor ihm: „Guten Abend, Vater!“ sagte er.

„Du, Peter! Wo kommst du bei dem Wetter her?“ fragte Bärnd Bichel erstaunt.

„Aus der Stadt. Ich war zum Notar wegen der „Hölbecht“.

„Ja richtig, es ist um Martini! Hast du denn jetzt ausbezahlt?“

„Ich bin aus dem Schuldbuch heraus,“ sagte Peter Bichel mit zufriedennem Schmunzeln. Um der Behaglichkeit, mit welcher der Gedanke ihn erfüllte, einen Ausdruck zu geben, stopfte er sich eine Pfeife, die er wegen des Sturmes nur mühsam mit einem Schwefelholz anbrannte. Das Feuer leuchtete aus den hohlen Händen

in sein hartes Bauerngesicht, das die Züge des alten Bichel hatte.

„Du solltest dir Feuerzeug anschaffen, sagte Bärnd Bichel, der überlegen lächelnd zusah; das Alte ist noch immer das Beste. Und du solltest dir auch einen Deckel auf die Pfeife machen lassen wegen der Feuersgefahr in den Scheunen“, fügte er mahnend hinzu.

„Sie sind zu ängstlich, Vater!“ sagte Peter Bichel, indem er mit dem Nagel des Daumens die Kohle niederdrückte.

„Ja, so seid ihr Jungen; ihr spielt mit dem Feuer, bis euch das Haus über dem Kopf zusammenbrennt, schalt der alte Bichel; die Überlegung fehlt euch.“

Dann brachte er die Rede auf einen andern Gegenstand: „Hättest du keinen Spaß mit dem „Apostelstück“, das auf der „Tillepetcheschte“ übergeht? Es stößt an deine „Seifenkopp“.

„Luft hätte ich schon; aber es ist ein teurer Artikel, und ich habe das Bauen vor.“

„Bah! ein junger Bauer muß Schulden haben, sonst kommt er nicht empor. Und dann mußt du sorgen, daß du Arbeit für die Kinder hast, wenn sie groß werden; sonst laufen sie dir vom Hof.“

Peter Bichel lachte: „Es ist noch weit bis dahin!“

„Man muß an alles denken,“ belehrte Bärnd Bichel. Dann erkundigte er sich nach der „Märjänn“.

„Sie erwartet in ein paar Wochen,“ sagte Peter Bichel, der wieder ernster wurde. Dann schwieg er und stocherte verlegen mit der Spitze seines Schirmes im Boden. Nach einer kurzen Weile sagte er: „Ich habe auch heute eine Wiege gekauft für die jungen Bichel.“

„Ist sie auch fest? spächte Bärnd Bichel. Du weißt, die jungen Bichel wiegen schwer.“

„Sie hält alle aus, so viele auch kommen,“ antwor-

tete Peter Bichel in demselben scherzenden Ton und wandte sich zum Gehen.

„Kommst du den Abend nicht herauf?“ fragte Bärnd Bichel ihm nach.

„Nein! antwortete er; das Wetter ist zu schlecht, und ich bin müde von der Reise.“ Im Fortgehen rief er noch zurück: „Ich werde mir das mit dem „Apostelstück“ überlegen.“ Dann ging er die Straße hinunter. Er zog den Kopf in den Kragen, um sich vor Wind und Regen zu schützen, und sein Gang war mühsam, denn er hatte jung wehe Füße von der Arbeit.

Gegen die Sitte der Bichel hatte der Älteste ausgeheiratet: es war eine ganze Geschichte. Sie waren längere Zeit kinderlos geblieben. Jetzt kam das erste Kind und die erste große Freude.

„Wenn der Kinderlärm auf den Höfen schweigt, fliegt der Totenvogel hinauf und singt sein garstiges Lied“, pflegte Bärnd Bichel zu sagen, der etwas vom Leben verstand.

Das Wesen des jungen Bichel lag weiter oben im Dorf, wo die Bauernhäuser näher aneinander lagen und ins Tal der Schley blickten, die unten durch ein weites Wiesental floß.

Peter Bichel war der tüchtigste Bauer aus der ganzen Gegend, der trotz seiner jungen Jahre schon manchem Alten klug geraten hatte. Bärnd Bichel sah ihm mit Genugtuung nach: Wenn man von einer alten Rebe junges Holz in den Boden senkt, entsteht leicht ein Stock, der schönere Früchte trägt als der Alte, dachte er. Vorausgesetzt, daß der Boden gut ist.

Immer dunkler wurde der Abend, und immer matter leuchtete das fließende Wasser der „Wöbäch“, bis kaum noch ein fahler Schein in den Wiesen dämmerte. Bärnd Bichel stand übermenschensgroß im Zwielicht am Eingang

feines Hofes, als sei er im Boden festgewurzelt. Die Telefondrähte längs der Straße zerrten heulend an den Stangen. Es war wie eine endlose Klage, die sich von der Erde losriß und die vom Sturm über die weite Welt getrieben wurde.

„Dieser Raph verdient doch, daß man ihn davonjagt“, sagte Bärnd Bichel halblaut im Ärger und sah angestrengt die Straße hinunter ins Dunkel. „Wenn es nicht wäre, daß den Kindern das Brot genommen würde, man müßte ihn fortjagen.“

Da klang Hornsignal von unten herauf. Es rang mit dem Sturm und hing sekundenlang wie ein flatternder Fegen in der Luft; dann schlug der Wind es fort. Bald darauf liefen sechs fette Mastschweine schmaufend und grunzend die Straße herauf. Die feisten Bäuche klappten gegen die niedrigen Schenkel, daß es eine Lust war. Bärnd Bichel hatte seine Freude daran. Dieses Jahr brauchte er sich wieder nicht zu schämen, wenn einer ihm in die „Härscht“ sah. Er dachte dabei an seinen Freund, den närrischen Steuereinnnehmer, der sich im Vorjahr ohne Umstände zu einem Stück „Gesolperten“ eingeladen hatte. Sie hatten damals viel gelacht über den sonderbaren Rauz, der sich so offenherzig wunderte, daß die Bauern nicht mit den Schweinen in der Stube wohnten, aß, daß er schwitzte, und klagte, daß die Arbeit ihn zu Tode hegte wie der Schinder einen alten Gaul. Dabei hing das Fett ihm in Klumpen am Halse, und die Späßen schrieen es laut von allen Dächern, daß der Steuereinnnehmer immer im Wirtshaus saß. Dorthin ging das „Mädchen“ ihn holen, wenn einer die Steuern bezahlen kam. Auf dem Bichelhof galten überhaupt die Stadtmenschen für ein leichtes Volk, dem man viel nachsehen mußte. Besonders die Beamten, welche der alte Bichel unter dem Sammelnamen „Schreiber“ verächtlich in

einen Topf warf. So ließ er den Steuereinnnehmer sprechen und dachte feins dabei. Als er dann fortging, gab er ihm noch ein schönes Rippenstück mit auf den Weg: Man mußte diesem Stadtvolk doch zeigen, daß man zu leben verstand, morbleu! Volle Speicher, eine volle „Härscht“ und eine Kiste voll Gold: so mußte es bei dem alten Bichel sein. So war es der Brauch des Hauses.

Bärnd Bichel war, den Tieren langsam folgend, an der Rückseite des Hauses angekommen. Bei der Arbeit gingen die Bichel zur Hintertür aus und ein; die Vordertür benutzten sie nur gelegentlich bei Festen und wenn einer seinen letzten Gang zum Kirchhof machte; dann wurde er zur Vordertür hinausgetragen: das war so alte Gewohnheit.

Die Stallmagd durchquerte den Hof mit einer brennenden Laterne, um die Schweine, die an den geschlossenen Türen rüttelten, in die Ställe zu lassen.

„Gib ihnen von dem Flegelstroh, Margreth, damit sie warm liegen, rief Bärnd Bichel ihr nach. Es ist noch ein Rest da von dem Stroh, mit dem am Nachmittag die Betten gefüllt wurden.“ Dann warf er noch einen letzten Blick über den Hof und ging ins Haus.

Die Margreth war ein starkes, raffiges Mädchen mit rauhem, schwarzem Haar und schwarzen Augen. Sie liebte das reiche Leben auf den Bauernhöfen, weil es das Blut gesund hält. Sie war über das gewöhnliche Mägdealter hinaus und hatte schon vor Jahren ein Kind gehabt, das gestorben war. Sie sah mit Vergnügen zu, wie die Schweine sich in das weiche Stroh hineinwühlten und mit den roten Augen gegen das Licht blinzelten. Es war ein ganzer Reichtum und doch nur der geringste Bruchteil von der Habe der Bichel.

„Wie die Lose doch ungleich verteilt sind! sagte sie halblaut. Dabei haben die Bichel noch nichts von ihrem

Reichtum; sie sind kalt wie Stein, und die Jungen wissen nicht einmal, was sie mit ihrer Jugend anfangen sollen. Freilich, eine Stallmagd ist für sie zu gering!“ Sie schürzte verächtlich die Lippen, daß die gesunden, weißen Zähne hervorblickten. Dann riegelte sie die Türen sorgfältig ab und ging mit der Laterne durch den Staubregen, der über den Hof segte. In den Ställen wurde es ganz finster. Die Ratten glitten lautlos an den Wänden herunter und suchten nach den Nesten in den Futtertrögen. Oder sie bissen den kleinen Ferkeln die Schwänze ab. Dann brach sekundenlanges, schrilles Quiken durch die Stille der Nacht.

**D**ie Stube der Bichel war ein weiter Raum mit weiß getünchten Mauern, vier Fenstern und zwei Türen. Von den Fenstern standen drei in der Frontseite, das vierte im Giebel. Die eine von den beiden Türen führte in die Küche, die andere auf den Hausgang. Das Lampenlicht lag fahl und eintönig auf den weißen Eichenladen, die geschlossen waren. Nur wo ein Knoten im Glas war, kringelte dahinter auf dem Holz ein runder Schattenfleck. Zwischen den Latten saßen die Spazzen, die dort schliefen, eingeklemmt wie graue Federbälle. Ein Rosenstrauch, dessen kahle Zweige vom Winde getrieben wurden, tupfte gegen das Giebelfenster, dessen Laden offen blieben wegen der Ställe, die davor lagen. Der Wasserdunst des Zimmers hatte die Scheiben mit einem glänzenden Niederschlag überzogen, in den die herabgleitenden Tropfen schwarze Furchen rissen.

Den Ehrenplatz in der Stube hatte ein großes Kreuzifix aus Elfenbein, das von Rauch und Alter gebräunt war. Ein uraltes, zerborstenes Glasgemälde von der Schlacht

bei Lepanto und ein vergilbtes Luxemburger Wallfahrtsbild hingen zu beiden Seiten. Ein Wandschrank aus weißem Eichenholz mit schweren Messingbeschlägen — eine „Täk mit Böffchen“ — und ein Uhrkasten aus demselben Holz und Metall täfelten die Wand, welche Stube und Küche trennte. Über der Tür, die in den Gang führte, stand ein Vogelbauer mit drei Distelfinken, die auf Holzstäben schliefen. Ein großer Tisch, an dem die Bichel aßen, stand unter dem Kreuzfig. Mitten auf demselben lag unter einem zusammengelegten Tischtuch ein Laib Brot. Um den Ofen, der vor der „Täk“ stand, hingen Wäschestücke zum Trocknen. Die Luft war feucht und schwer. Das Feuer brodelte lustig im Ofen.

Mitten in der Stube saß, dicht unter der tief gehängten Lampe, der Dorffchuster und flickte an einem Schuh. Seine schweren Hände griffen jedesmal weit aus, wenn er die glänzenden Pechseile durcheinander wirbelte. Der starke Oberkörper gab dem Spiel der Arme nach, und sein ungefügiger Schatten sprang an der Wand auf und nieder.

„Wöllen Hèng“ war eine Erscheinung; sie nannten ihn kurzweg „Hèng“. Er arbeitete nur selten und ungern auf dem Handwerk. Sein Arbeitszeug war dürftig, und seine Arbeit grob, aber fest; darauf hielten die Bauern, die viel durch die Schollen gingen. Aber sie hielten noch mehr auf seine Muskelkraft, denn der „Hèng“ war der beste Tagelöhner aus Benzen. Er war von hohem Wuchs wie Bärnd Bichel und hatte Ringe in den Ohren wie die ganz alten Leute. Seinen grauen Vollbart schnitt er mit derselben Scheere rund, mit welcher er das Leder zurecht schnitt. Mitten in seinem alten, runzligen Gesicht standen zwei hellblaue Augen wie Frühlingsblüten an einem alten Baum. Der „Hèng“ liebte die Blumen und die Kinder; aber mehr noch als all das liebte er das Land: das

liebte er wie seine Seele. Er tat eben die letzten Stiche, als Bärnd Bichel eintrat, und warf die fertige Arbeit vor sich auf den Arbeitstisch. Dann spuckte er geschickt in den Holzeimer, der zum Einweichen des Leders neben ihm stand: „S ist müst draußen“, sagte er mit einem Blick auf das Giebelfenster, gegen das soeben ein Regenschauer niederprasselte.

„S ist nicht gut für die, welche drin sein müssen“, gab Bärnd Bichel zur Antwort, indem er sich seinen Stuhl an der „Täk“ zurecht rückte und eine Pfeife stopfte. Bärnd Bichel hatte einen eigenen Stuhl, der etwas höher war als die andern, und einen eigenen Platz beim Ofen. Der „Heng“ setzte sich ebenfalls herzu und stopfte umständlich seinen „Hänschen“. Die Kohle holte er mit den Fingern aus dem Ofen, reichte sie dem Bichel und legte sie dann zurück. Dabei schnarrte die Ofentür unangenehm.

Anna Märtles saß in einer kühlen Stubenecke und spann. Die Spindel schnurrte und das Trittbrett jappte auf und nieder. Anna Märtles war die Frau des Bichel. Er nannte sie „Enn“. Sie hatte das schwarze Kopftuch wegen der Hitze in den Rücken gestoßen, so daß ihr Kopf entblößt war. Sie hatte auffallend graue Haare, obschon sie viel jünger war als ihr Mann.

Während Bärnd Bichel und der „Heng“ schweigend am Ofen saßen, kamen die Mannsleute aus den Ställen. Die Knechte setzten sich hinter den Tisch und warfen die Mügen auf den Boden.

Joseph Bichel nahm ein Fortbildungsbuch aus der „Täk“ und setzte sich unter die Lampe. Joseph Bichel war neunzehn Jahre alt und hoch geschossen wie eine Pappel. Seine Glieder waren zu lang und seine Kleider zu kurz. Er wollte von Hause fort, aber der alte Bichel ließ ihn nicht gehen, denn er führte das Gespann und

er sollte dereinst den Hof übernehmen, damit der Name darauf blieb.

Joseph Bichel hatte noch einen Bruder, den sie den „Bast“ nannten. Er war Idiot und auch körperlich difform. Das eine Bein war kürzer als das andere, und das Knie nach außen gedrückt. Das bartlose Gesicht war stark verzogen und die Vorderzähne fehlten bis auf die Eckzähne. Sein Sprechen war ein heiseres, unartikuliertes Schreien, und die blöden Augen, die er fast immer meh hatte, waren glanzlos. Er war ungemein stark und bekam fürchterliche Anfälle von Jähzorn, in denen nur der alte Bichel ihn bändigte.

Der „Bast“ war immer um das Haus und konnte nicht fortgebracht werden. Auf dem Felde war er nicht zu brauchen. So machte er die kleinen Arbeiten auf dem Hof.

„Du willst den Galgenberg steigern?“ unterbrach Bärnd Bichel das Schweigen, indem er sich an den „Heng“ wandte.

„Ich habe daran gedacht“, antwortete der „Heng“. Er tat als ob er etwas recht Gleichgiltiges sage. In Wirklichkeit hatte Bärnd Bichel ihn bei seinen Gedanken ertappt. Er suchte eben nach einer Gelegenheit, wie er die Rede auf den Berg brächte, um die Meinung des alten Bichel zu hören, auf die er viel gab.

„Du hast Recht, „Heng“, sagte Bärnd Bichel nach einer kurzen Pause, während der er an einer Stummelpfeife sog, aus welcher blauer Rauch emporklangelte. „Siehst du, „Heng“, wenn ich so im Sommer durch die Felder gehe und der Wind weht den Samen der Kettenblumen vor meinen Füßen fort, denke ich mir oft: Der Mensch ist wie der Same der Kettenblume, den der Wind über Land trägt; er muß irgendwo einwurzeln, sonst geht er zu Grunde.“

„Eigenes Brot schmeckt besser als fremdes. Ich habe mich viel geplagt in meinem Leben und oft fremdes Brot gegessen, das mich sauer ankam.“

„Das weiß keiner besser als ich, „Hèng“, und es freut mich, daß du dich heraufarbeitest. Es ist das Richtige in der Welt, wenn man von unten heraufkommt; dabei ist Verdienst, und das gibt Zufriedenheit.

„Es ist nur Schade, daß es so spät kommt. Wir fangen an alt zu werden.“

„Wir beide halten es noch lang aus, scherzte Bärnd Bichel aufgeräumt. Wir sind noch von der alten Erde, „Hèng!“

Bärnd Bichel konnte den „Hèng“ gut leiden, der nicht im Besitze geboren war und dennoch das Land lieb hatte wie er.

„Wenn nur der Boden besser wäre!“ brachste der „Hèng“ die Rede wieder auf den „Berg“.

„Der Boden ist zäh, aber er gibt, und du arbeitest ja gern.“

„Wenn es nur an dem ist! Der „Hèng“ nimmt es noch mit manchem Jungen auf!“

„Mit den „Lillepetches“ kannst du auch nicht rechnen; bei denen ging es seit langem bergab.“

„Nein, da ist kein Stern mehr, seit der alte „Lillepetchen“ fort ist.“

Darauf kam die Rede auf die „Ech“. Es war die alte Krüppeleiche vom Galgenkopf. Der Sage nach hatte dort früher der Galgen der Herrschaft von Schleyen gestanden, deren verfallenes Schloß noch unten im Tale der Schley lag. Die „Ech“ spielte eine Rolle im Leben all derer von Benzen: im Guten oder im Bösen. Sie beherrschte von der Höhe, auf der sie stand, das Dorf und das Leben seiner Bewohner. Der Ort war verrufen, und am Abend ging keiner gern dort vorbei, auch die Beherz-

ten nicht. Die alten Frauen erzählten, daß die Seelen der Beheakten bei stürmischem Wetter winselnd um die Höhe flogen.

„Meine Frau will, daß ich den Baum umschlage, sagte der „Hèng“. Das fällt mir aber schwer; man hat sich so an die „Ech“ gewöhnt, daß sie einem fehlen würde, wenn sie nicht mehr da wäre.“

„Da hast du Recht, sagte Bärnd Bichel ungemein lebhaft: Die Bäume sind schnell umgeschlagen, aber sie wachsen langsam.“

Der „Hèng“ hatte an eine wunde Stelle im Leben des alten Bichel gerührt. Seit einigen Jahren schlugen die Jungen der reicheren Ernte wegen die Bäume auf der Flur um. Und sie schlugen in sein Leben Lücken, die er schmerzlich empfand. Die Bäume auf der Flur waren Merkzeichen für das Auge und für das Leben. Wenn sie die all umschlugen, fand keiner sich mehr zurecht in seiner eigenen Heimat. Er fuhr fort: „An den Bäumen hängt jedesmal ein Stück Seele von dem, der sie gepflanzt hat. Die „Ech“ erst recht darfst du nicht umschlagen. Sie ist Gemeingut und gehört dem ganzen Dorf.“

„Du sprichst mir aus dem Herzen; das sage ich meiner Frau.“

„Ja, sag das! Sie wollen auch die Eschbäume an der Straße umschlagen, weil sie zu viel Schatten werfen. Ich könnte dann nachts nicht mehr schlafen.“

„Die nach uns kommen sind vielleicht klüger als wir, Bärnd, aber sie haben weniger Herz.“

„Sie haben keine rechte Freude mehr auf der Welt, weil sie nur nach dem Geld laufen. Sie werden wie die Fabrikleute, und es sollte mich wundern, wenn es ihnen schwer fiel von Haus und Hof fortzugehen.“

Da wurde es ganz still. Joseph Bichel sah erstaunt

über das Fortbildungsbuch nach dem alten Bichel. Die Uhr tickte eintönig und altgewohnt in ihrem Kasten, als ob es nichts Neues auf der Welt gäbe.

Die Margreth und die Bärb melkten beim spärlichen Licht einer rauchigen Öllaterne. Die Kühe sahen bedächtig in die Krippen und kauten wieder; es gab jedesmal einen hörbaren Ruck, wenn das Futter aus dem Pansen aufstieg. Von Zeit zu Zeit schnaufte ein fattes Rind vor Behagen. Es war dunstwarm im Stall, und das Wasser lief an der Innenseite der Türen herunter. Alle Öffnungen waren nach außen mit weichem Erbsenstroh verstopft.

Die Margreth rückte eben den dreibeinigen Melkstuhl unter die letzte Kuh. Sie klemmte den Eimer zwischen die Knie und drückte den Kopf fest in die weiche Flanke der „Blum“. Die Milch klingerte eine Weile auf dem Blechboden des Eimers; dann schlug sie matt und weich in den hohen Schaum.

Der „Bast“ saß auf der untersten Sprosse der Leiter, die vom Stall auf den Boden führte. Dort saß er stundenlang, wenn die Mädchen melkten und hütete die Katzen aus, wenn sie da waren und an die Milch wollten. Das Stürmen machte ihn unruhig. Von oben blies es kalt auf ihn herab, und die langen Halme, die am Rande des Futterlochs hingen, wehten hin und her. Der Wind lief klappernd über die Schiefer des Daches wie eine Kiefenkatze, und die Dachsparren ächzten und stöhnten unter der Wucht des Sturmes.

Die Bärb, die ganz oben im Stall unter der roten Kälbin gefressen hatte, war eben fertig geworden und stellte einen vollen Eimer Milch, deren flockiger Schaum hoch über den Rand des Eimers stand, in den Gang.

Die Bärb war viel jünger als die Margreth. Sie war groß und stark wie ein Mann. Die Laterne profilirte ihr langes Gesicht und ihre starke Rassenase. Sie haßte Frauenarbeit und Frauenwesen. Ein starker Drang trieb sie hinaus aufs Feld. Sie ging sicher wie ein Mann durch die Schollen und trieb in Sturm und Regen die Pferde am Pflug und die steifen Ochsen durch den Schlamm der ersäufte Wasserfurchen. Sie war herausgewachsen aus dem Boden von Benzen wie eine starke Pflanze, deren Säfte den herben Geschmack der Wurzeleerde haben. Sie liebte ihre Heimat mit jeder Faser ihres Herzens, aber gegen die Menschen war sie rauh und schroff und sie wies alle Zärtlichkeiten zurück.

Der „Bast“ humpelte aus seiner Ecke herbei, um die Laterne herunterzuholen, die an einem Haken unter dem Hühnersteig hing.

In dem Augenblick warf der Wind irgendwo klirrend ein Fenster ein.

„Heute wird es genau ein Jahr, daß die Müllersch Martha ertrank, sagte die Bärb. Und es war genau ein solches Stürmen wie heute.“

„Ist das schon ein Jahr her?“ fragte die Margreth erstaunt.

„Ja, es war am Martinitag; sie lag die Kirmes über auf der Bahre.“

„Das ist richtig, sagte die Margreth nach kurzem Bedenken; jetzt erinnere ich mich.“

„Die Mühle hat überhaupt noch kein Gutes getan; der Angel ist der dritte Müller, der fortzog und einen Toten im Wasser ließ. Da ist etwas nicht richtig.“

„Du meinst wohl die Geschichte mit der „roten Traud“, die in stürmischen Nächten umgeht.“

„Es ist vielleicht etwas dabei; wer weiß?“

Da lachte die Margreth, die gerade aufstand, aus

vollem Halse. „Was dabei ist!“ sagte sie. „Die Einbildung und der Zufall. Wenn einer tot ist, bleibt er im Grabe: das ist die Wahrheit.“

Das trübe Laternenlicht leuchtete rot und feindlich durch das rauchgeschwärzte Glas. Die Schatten wechselten, und lange Spinnwebfäden wehten an der Decke. Die beiden Mädchen hängten die Melkstühle an die Wand und gingen zusammen ins Haus.

Aus der schwarzen Nacht prasselten Regen und Wind in den engen Lichtkreis, der sie umschloß und mit ihnen vorantanzte. Ein gewaltiger Windstoß löschte die Laterne, und es war einen Augenblick ganz finster; dann wurde das Stockdunkel graue Helle. Die Wolken trieben grauweiß über sie hinweg wie Geisterflügel. Von der Hauspfehmühle herauf drang in einer Windpause das dumpfe Brausen des Wehrs.

Als sie an den Trog gekommen waren, stellten sie die Eimer hin, um die Hände zu waschen. Da geschah etwas Seltsames, das ihnen die Haare gegen Berg trieb. Vom Galgenkopf stieg ein rotes Leuchten empor und verglomm langsam in den Wolken. Es war rot wie Blut und stieg so langsam auf, daß sie es genau sehen konnten. Dann schlug die Nacht wieder zusammen, und es wurde purpurne Finsternis.

Die Margreth fühlte wie eine Gänsehaut sie überlief und wie es ihr kalt in den Wangen prickelte.

„Was war das?“ fragte sie erschreckt und griff nach der Bärb aus dem Bedürfnis ein lebendes Wesen neben sich zu fühlen.

„Hast du es gesehen?“ sagte ebenso aufgeregt die Bärb und griff an ihr Herz, das nach der ersten Lähmung jetzt wild klopfte.

„Das Feuer?“

„Ja das Feuer!“

Der „Baft“ stieß unartikulierte Laute aus. Er war in der höchsten Aufregung.

Sie fürchteten. Der Wind pfiff unheimlich in den Schuppen und griff ihnen in die Röcke und zog ihnen an den Haaren, wie mit langen Geisterfingern.

In der Stube hörten sie aufmerksam der sonderbaren Erzählung zu.

„Es wird das Leuchten vom fließenden Erz gewesen sein, sagte der „Hèng“. Das ist oft recht stark.“

„Nein, versicherten sie; es stieg vom Boden auf und war rot wie Blut.“

„Dann könnte es nur das Galgenfeuer gewesen sein, sagte Bärnd Bichel nach kurzem Bedenken. Davon wißt ihr nichts mehr, fuhr er fort, als sie ihn alle verwundert ansahen. Vor vielen Jahren lag auf dem Galgenkopf, etwas unterhalb der Stelle, wo die „Sch“ steht, eine große Roetelplatte mit Adern wie die Menschen sie haben. Auf diesen Stein soll früher das Blut der Hingerichteten geflossen sein. Oft am St. Martinitag, wenn die Nacht dunkel und sternlos war und am Tag kein Rabe in der Umgegend geschrieen, sickerte das Blut wieder aus dem Stein hervor und leuchtete wie ein großes Feuer. Dann geschah ein Unglück irgendwo in der Runde, soweit der Schein des Feuers reichte.“

„Dann wird es ein großes Unglück, sagte die Bärh; denn es leuchtete wie ein großer, blutiger Brand.“

Sie gaben zwar nichts auf die Sagen; aber das Streiflicht, das aus einer unbekanntem Welt in ihr Leben fiel, brachte sie in Unruhe.

„Vielleicht ist es, daß den „Tillepetches“ alles versteinert wird, sagte der „Hèng“; das ist ein großes Unglück.“

„Es gibt in der Tat nichts Schlimmeres als das, sagte

Bärnd Bichel; das, und wenn einer verbrennt. Aber das Galgenfeuer bedeutet immer einen gewaltigen Tod.“

„Man darf nie zu viel auf all diese Erscheinungen geben; am Ende war es doch das Leuchten des Erzes“, sagte der „Hèng“.

„So wird es wohl gewesen sein“, sagte Bärnd Bichel.

Das Licht und das Zusammensein gaben ihnen bald die Sicherheit wieder. Sie fürchteten nur die dunkle Nacht, die keines Menschen Freund ist. Die lehnte feindlich am Giebel Fenster und sah in die helle Stube nach den Leuten, die traulich zusammen lebten.

Die Mädchen gingen mit Lichtern in die „Spèndchen“, wo sie die Milch in die dampfenden Kühler seigten. Die „Spèndchen“ hatte früher einmal als Küche gedient. Sie hatte eine offene Herdstelle und einen großen Spülstein. Der Boden war mit Steindallen belegt, und die Temperatur stand immer niedrig, auch weil das einzige Fenster gegen Norden lag. Sie galt übrigens auch als Kumpelkammer, in welcher allerlei altmodisches Zeug lag, das keine Verwendung mehr fand. Der Raum war gewölbt, und die Geräusche hallten dort wie in einem Grab.

Der Wind stieß in den offenen Kamin, in dem er sich grollend versing. Der alte, rußschwarze Feuerhaken streckte seinen dunklen Arm weit vor; daran baumelte hilflos ein Seil, vom Winde getrieben. Draußen rollte ein Eimer polternd über den Hof.

„Es wird eine tolle Nacht“, sagte die Bärb.

„Es ist gut, daß man ein Dach über dem Kopf hat“, bestätigte die Margreth.

Die Bärb tupfte die Seihschüssel gegen den Rand eines großen Kühlers, um die letzten Milchtropfen aus dem Schaum zu schlagen. Sie dachte mit einem geheimen Schauer an ihre Mädchenkammer, wo sie mit offenen

Augen lag, wenn der Sturm um das Haus fuhr. Sie liebte ihn wegen seiner wüsten Stärke und weil er sie mit Riesenarmen in den Schlaf wiegte wie ein großes Kind.

**Z**wei Verrichtungen kürzten den Bichel die Länge der Winterabende: das Nachteffen und das Rosenkranzgebet. Das eine war ihnen Bedürfnis, das andere Pflicht. Sie taten beides mit großer Gewissenhaftigkeit. Wenn sie allein waren, beteten sie zuerst, damit sie „frei waren“; nachher schliefen sie meist über dem Beten. Wenn sie Leute hatten, aßen sie zuerst, damit die Leute nach Hause kamen.

Sie warteten mit dem Nachteffen auf den Raph; das war der Dorfhirt. Wenn die Herde in die Eichel ging, aß er um die Reihe bei den Bauern zu Nacht. Dann fütterten die Bauern auch seinen „Murro“; das waren für diesen die goldenen Tage des Jahres.

Schwere Schritte tappten über das Pflaster, und eine unkundige Hand tastete nach der Türklinke. Es war der Raph.

„Hast du wieder gewartet, bis der Rosenkranz vorüber war?“ meinte gutmütig Bärnd Bichel, als der Raph am Ofen Platz genommen hatte, wo er die frostblauen Hände wärmte. Der Raph betete nicht gern; er hatte einmal eine halbe Stunde lang in der bittersten Kälte unter einem Schuppen gestanden, blos um nicht beten zu müssen. Das wußten sie in Benzen, wo das Beten zum Leben gehörte wie das Essen.

Der Raph knurrte etwas von Frauen, die nicht arbeiten wollten: Er müsse abends spülen und backen und die Betten machen. Seine Frau hatte nämlich das Eigentümliche, daß sie um keinen Preis arbeiten wollte. „Dazu“, sagte sie, „habe ich meinen Raph ja nicht genommen.“

Der Raph hütete seit drei Jahren in Venzen. Er war furchtbar häßlich. Sein Gesicht war schmutziggelb, und die Haut welk und schuppig. Lange rötliche Haare klebten spärlich an der ewig feuchten Kopfhaut, aus der die Armseligkeit herausschwitzte. Ein paar unförmliche Zähne standen weit und gelb über die dünnen, saftlosen Lippen. Unter der Nase hing ein ekler, roter Schnurrbart, den er mit den ungleichen Zähnen ungleich abbiß. Die Ohren standen ihm henkelförmig vom mageren Kopf und verschwanden teilweise unter einem grauen, verwaschenen Filzhut, der viel zu weit war. Dazu war der Raph klein und unansehnlich und ging immer vornüber gebeugt. Seine Eltern kannte er nicht; sie hatten ihn irgendwo auf der Straße verloren. Er war dumm wie ein junger Hund und lachte in stets heiterer Laune das Leben an: den Regen und auch den Sonnenschein.

Die Stubenwärme tat ihm wohl; die wenigen Gedanken, die in seinem schmalen Hirn erstarrt nebeneinander lagen, kribbelten durcheinander wie nasses Gewürm, ohne daß er es zu einem fertigen Denken gebracht hätte. Er brachte es nur zu dem Wunsch: Sich satt essen und warm sein wie die Bauern am warmen Ofen.

„Du willst zweifelsohne wieder Brotfrucht“, sagte Bärnd Bichel, indem er auf einen zusammengerollten Sack deutete, den der Raph neben sich niedergelegt hatte.

„Ja, die Familie ist groß, und es sind viele hungrige Mäuler daheim, die gestopft sein wollen.“

„Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, Raph, sagte der „Hèng“. Weshalb hast du deine Frau und das älteste Mädchen?“

„Was kann ich da machen? Die spielen die „Zofferen“.“

„Es ist noch früh im Jahr, und du hast beinahe schon alles erhoben, worauf du ein Recht hast“, sagte Bärnd

Bichel, indem er die Schranktüre öffnete, wo in Kreidestrichen die Zahl der Sester stand, die der Raph von der Kerbe weggenommen hatte.

„Wir armen Leute müssen von der Hand in den Mund leben“, sagte der Raph.

„Es gibt heute keine Armen mehr, außer durch eigene Schuld. Und ich kenne Hirten, die sich zu ehrlichen Leuten heraufgearbeitet haben.“

„Das ist aber nicht wahr.“

„Das ist wahr; da ist der „Hirdeklos“ von Keiwel; der hat heute zwölf Stück Hornvieh im Stall und eine Masse Land.“

„Dann konnte der auch hegen.“

„Nein, gearbeitet hat er blos und gespart. Nicht wie du. Die Bauern geben dir Kartoffelland und Saatkartoffeln. Die Kartoffeln eßt ihr, und das Land liegt brach. Ist das eine Wirtschaft?“

„Es ist aber doch einfacher so“, sagte mit großer Überzeugtheit der Raph. „Meine Frau wollte sie auch gar nicht segen. Sie sagte, dann hätte sie für das ganze Jahr Arbeit. Dafür würde sie sich bedanken.“

Lumpenpack! dachte Bärnd Bichel. Wir müssen nur sorgen, daß sie nicht auf die Gemeinde kommen. — „Ihr macht ihm nachher einen Sester Korn ein“, sagte er dann zu den Knechten.

„Es muß jetzt ungemütlich sein im „Grund“, sagte der „Heng“, und brachte die Rede auf einen andern Gegenstand.

„Im Wald habe ich es gut; da gehe ich in den Dachsbau, den sie im Vorjahr ausgegraben; es ist Platz da für zehn Mann. Aber draußen ist der Regen kalt.“

„Nach, daß du bei diesem Wetter die Herde nicht mehr so lange hältst“, befahl kurz Bärnd Bichel.

Aus der Küche hörte man das Scharren des Kochlöffels auf dem Boden eines Eisentopfes, dann ein Zischen, das in einem lauten Schwall erlosch. Zugleich drang durch die offene Thür der beizende Geruch von geröstetem Fett mit der kalten Zugluft in die Stube. Dann wurde das Essen aufgetragen: Kartoffeln mit süßer Milch und Brot. Der Dampf stieg gerade aus und wallte schattig zur Decke. Die gerösteten Speckschnitte lagen braun und appetitlich oben auf.

Als sie sich zu Tische setzten, schlug die Uhr acht hastige Schläge.

Sie beteten ein Vaterunser wie in den andern Häusern von Benzen. Die beiden Fremden rückten ihre Mützen schon wieder zurecht und schlugen ein verkümmertes Brustkreuz. Als Bärnd Bichel dann noch einen eigenen Tischsegen sprach, zogen sie noch einmal verlegen ihre Mützen und blieben beim Ohr halten und kratzten sich in den Haaren.

Bärnd Bichel lachte nachher gutmütig. Er liebte die Sprichwörter und die Gebete in Reimen, weil es nicht leicht war, etwas daran zu ändern.

Die schweren Bleilöffel schlugen klappernd gegen die ziegelfarbenen Tonschüsseln, auf die sie blaue Striche zogen. Die Luft sättigte sich mit Speisedunst, und ein warmes Behagen zog durch die Stube.

„Wie steht es denn mit den Saaten?“ fragte Bärnd Bichel den einen Knecht, den er aufs Feld geschickt hatte, um das Wasser zu kehren.

„In „Bruchläch“ frißt die Rässe das Korn, und die Schnecken sind arg hinter der jungen Saat“, antwortete der Befragte.

„Da ist nicht viel zu machen; da müssen wir auf den Frost warten“, sagte Bärnd Bichel. „Und auf der Deiwelsank?“ erkundigte er sich weiter.

„Da steht der Weizen zu sehr in den Schollen, die so dick sind wie Rinderköpfe.“

Da lachte der alte Bichel: „Das meinst du nur so, sagte er. Das Korn ins Moll und den Weizen in die Scholl, sagt die Bauernregel. Gibt es denn sonst nichts Neues auf der Flur?“

„Doch, das hätte ich beinahe vergessen. Der eine von den zwölf „Aposteln“ liegt um.“

„Der eine von den „Aposteln“ liegt um?“ fragten gleich mehrere Stimmen miteinander.

„Ja, der Sturm hat ihn in der Mitte gebrochen.“

Die Nachricht rief allgemeines Staunen und Befremden hervor, als sei plötzlich eine bekannte Person aus der Nachbarschaft gestorben. Die „Apostel“ waren eine Reihe von zwölf uralten Birnbäumen, die jenseit der Schley hoch oben auf dem „Bausberg“ standen. Die Kinder von Benzen kannten sie, ehe sie das Vaterunser kannten, und sie gaben ihnen die Namen der richtigen Apostel. Die runden Laubkronen wurden zu wehenden Häuptern und Bärten; die Schultern waren der Berg, und die wallenden Mäntel die Kornfelder, die an den Hängen herunterwogten.

Das Apostelstück gehörte seit urdenklichen Zeiten den „Tillepetches“.

„Daß das gerade vor der Versteigerung geschieht“, sagte Bärnd Bichel.

„Der Baum war lange krank, er hatte eine fehle Stelle, und so konnte der Sturm ihn leicht brechen“, sagte Joseph Bichel.

„Es ist leicht zu erklären, sagte der „Hèng“. Die „Tillepetches“ kümmerten sich seit langem um nichts mehr und ließen Gottes Wasser über Gottes Land laufen.

Dann sprachen sie von den alten Bauernhäusern der Gegend, die sie gekannt hatten und die untergegangen

waren. Von manchen kannten die Jungen nur noch die Namen und den einen oder andern wunderlichen Alten, die wie Ruinen umhertrieben und deren Zugehörigkeit sie kaum noch unterschieden. Sie waren Gemeingut geworden wie Wiese und Wald.

„Es ist mit den Häusern wie mit den Menschen, sagte der „Hèng“; sie sterben, wenn sie zu alt sind.“

„Es ist immer eine Schuld da, „Hèng“, sagte der alte Bichel; eine fehle Stelle wie beim „Apostel“.

„Die „Tillepetches“ haben doch keine Schuld; sie haben nur Unglück“, sagte der „Hèng“.

„Sie nicht, aber die vor ihnen waren. Es ist vielfach so auf der Welt, daß die Kinder für die Eltern büßen.“

Das „Tillepetcheshaus“ war das älteste und reichste Bauernhaus aus Benzen gewesen. Jetzt stand es am Ruin. Das Stroh faulte auf dem Dach, und die Mauern stürzten zusammen. In der niedrigen, dumpfen Stube, die immer feucht war und nach Moder roch, saßen die „Tillepetcheskinder“ und faulten auf einem Haufen zusammen. Es waren vier wunderliche, schweigsame Menschen: drei Junggesellen und ein altes Mädchen. Sie waren groß und mager und hatten schmale, bleiche Gesichter, aus denen das Leben gewichen war. Sie hatten ungewöhnlich große, dunkle Augen: so groß als ob sie auch bei Nacht lähen.

Sie hatten so viel gesehen, daß ihnen das Lachen und das Reden vergangen war.

„Was soll wohl aus den „Tillepetcheskindern“ werden?“ fragte Bärnd Bichel, halb um sein Bedauern auszudrücken, halb um zu wissen, was sie anfangen wollten.

„Es heißt, daß sie in die Minette gehen“, sagte der „Hèng“.

„Die armen Leute! sagte Bärnd Bichel. Von Haus und Hof fort zu müssen! ich würde es nicht ertragen.“

„Der Mensch kann vieles ertragen, das schwerer scheint als der Tod“, sagte der „Hèng“.

So redeten die Alten, und die Jungen hörten ihnen aufmerksam zu. Wenn die Alten redeten, schwiegen die Jungen auf Bichelhof.

Nach dem Essen holte Bärnd Bichel den Brantwein und schenkte den beiden Fremden eine „Schloßdrep“ ein.

„Es geht nicht gut auf einem Bein“, sagte er und schenkte ein zweites Glas ein, als sie das erste mit einem Ruck geleert hatten. „Die Gläser sind so klein, sagte er, es ist nur ein Mund voll.“

Der Raph steckte sein Stück Brot, das er nicht angerührt hatte, in die Tasche, und der „Hèng“ nahm seinen Arbeitskasten über die Schulter. Dann sagten sie beide gute Nacht und gingen fort.

Im Weggehen rief Bärnd Bichel dem „Hèng“ noch nach: „Dann machst du das so mit dem Driesch; die billigsten Händel sind die besten.“

Die beiden suchten mit Mühe das Pflaster, so finster war es draußen. „Wenn wir ein wenig drin sind, wird es besser“, sagte der „Hèng“.

Als sie den Weg hatten gingen sie schweigend nebeneinander; der Wind, der ihnen in den Rücken fuhr, trieb sie vor sich fort. Von Zeit zu Zeit vermeinten sie einen fahlen Schimmer zu sehen, der die Straße war. Sonst unterschied das Auge nichts. Wind und Regen waren schwarz. Das Wasserrauschen der „Gargoul“ belehrte sie, daß sie am Kreuzweg waren, wo ihre Wege sich trennten. Der „Hèng“ ging allein die Straße hinunter; das Brausen der Eschen überwältigte ihn jetzt, da er allein war. Es war ein majestätisches Brausen, so alt und so stark wie die Welt. Der Bichel hat Recht mit den Bäumen, dachte er; sie sind ein Stück von unserem Leben.

Der Raph zog den Hut tiefer in die Ohren und rief

den „Turro“ an sich. Der Raph war kein Held; er fürchtete. Zu beiden Seiten der „Hiël“ ragten hoch und schwarz die Hecken, und das dürre Laub der Hainbuchensträucher, das nicht abgefallen war, raschelte verdächtig, wenn der Wind hineinfuhr. Dem Raph kam der Angstschweiß. Im „Hiëlloch“, an dem er vorbei mußte, sollte in der letzten Zeit öfters ein Wolf gesehen worden sein, der sich in die umliegenden Wälder verirrt hatte, und der Raph fürchtete die Wölfe wie den dreimal geschwänzten Teufel.

Der aufgeweichte Boden klatschte jedesmal, wenn er die Sohlen hob, als gehe einer hinter ihm.

Er war erlöst, als er aufs Pflaster kam und das Geräusch der Nagelschuhe hörte, die hart aufschlugen. Bald sah er auch das Licht aus seiner Stube blinken, dann kam er in sein Heim. Es war ein schmutziger, mit Backsteinen gepflasterter Raum, in den er eintrat. In einer Ecke war ein Strohlager für die Ziege, die sie vor kurzem verkauft hatten. Daneben stand ein geborstener Ofen, in dem ein kaltes Feuer sickerte. Daran wärmte sich die „Hirdekett“ die dünnen Knie. Sie war hungrig, denn sie hatte nichts zu Nacht gespeist. Die Alte, die ihre Stiefmutter war, ließ sie nicht zu den Bauern in den Dienst aus Reid, weil sie sich dann satt aß, und sie gab ihr auch nichts zu Hause zu essen. Die „Hirdekett“ war dumm und häßlich. Als einziger Reiz standen ihre jungen Brüste unter einem schmutzigen Kleidersegen. Der Raph setzte sich zu ihr und gab ihr das Stück Brot, das er bei den Bichel zu sich gesteckt hatte. Die starke Abendkost und der Branntwein machten ihn lüstern. Er schmeichelte ihr wie immer, wenn die böse Lust über ihn kam, und er seinen Dank wollte. Er warf sie aufs Stroh und verführte sich an seinem eigenen Kind. Dann ging er zu seiner Frau hinauf.

Die „Sirdkehett“ blieb auf der Streu liegen und deckte sich mit alten Kleidern notdürftig zu. Die Lampe verglomm, und sie starrte mit großen Augen in die Leere. Durch die stürmische Nacht rauschte der Wasserfchwall von der Schleg herauf.

**A**ls die Fremden fort waren, beteten sie den Rosenkranz. Das Beten war auf dem Bichelhof selbstverständlich wie das Essen und die Arbeit. Bärnd Bichel legte noch ein paar weiße Buchenscheite in den Ofen, während die andern nach ihren Rosenkränzen suchten. Die ersten Gesetze gingen gut, und die Stimmen blieben beieinander. Aber die Gedanken irrten bald fernab den Sorgen nach, die einen jeden plagten, oder den Hoffnungen, denen er nachlief. Der Ofen zog an und sang und surrte und wurde glühend rot. Die Wäschestücke an den Haken und Stühlen rochen vor Hitze und schwankten hin und her. Die Luft wurde dick und schläfrig. Einzelne Stimmen fielen aus oder schleppten nach und setzten an der unrichten Stelle wieder ein. Nur der alte Bichel führte kräftig durch das Wirrnis der lallenden Stimmen. Auf seinen Schultern ruhte die Verantwortlichkeit und die Sorge um die alten Gewohnheiten des Hauses. Er rief keinen an, denn er wollte den andern den Schlaf nicht nehmen, die den ganzen Tag über in Wind und Regen gingen. Gegen Ende wurde er heiser.

„Wir müssen wieder vor dem Essen beten“, sagte er nur, als es vorüber war und sie geräuschvoll aufstanden.

Die Türe ging auf und zu, und frische Luft strömte herein. Die Lampe wurde wieder tief gelassen, und sie setzten sich zu ihrer Abendbeschäftigung um dieselbe. Aller Schlaf war verflogen.

Bärnd Bichel richtete mit großer Umständlichkeit

seine Abendpfeife zurecht, zu der er das Feuer schlug. Der blaue Rauch des brennenden Schwammes zog in schwelenden Ringeln um den Ofen und duftete die Stube voll. Als Bärnd Bichel eine Zeit lang geraucht hatte, stülpte er den Deckel auf, der an einem kleinen Kettchen baumelte, und erhob sich. Er öffnete die schmale Glastür der Kastenuhr, die Ketten schnarrten über die Räder, und der laute Ticktack setzte aus, bis die Gewichte wieder anzogen. Die Uhr durfte kein anderer aufziehen: Bärnd Bichel führte die Zeit wie er die Menschen auf Bichelhof führte.

Darauf wünschte er eine gute Nacht und ging schlafen.

Sie fühlten sich alle erleichtert, als er fort war. Sie hatten eine Scheu vor ihm, weil er mit unerbittlicher Strenge das Ruder auf dem Bichelhof führte und sie alle auf dem harten Weg der Pflicht hielt, damit keiner seitwärts ging. Er kannte nur ein Gebot: die Arbeit; und nur eine Sorge: die Sorge um das Wesen, die immer um ihn war und ihre Schatten warf. Wenn er abends fortging, trug er die Sorgen mit fort, und die andern wurden froh. Dann plauderten sie die Gedanken aus, die sie in seiner Gegenwart behutsam zurückhielten.

Sie sprachen von der Vergangenheit, denn sie leben auf den Dörfern von der Vergangenheit. Die Gegenwart ist mit ihren tausend Gewohnheiten so eintönig farblos, daß sie kaum empfunden wird. Sie blicken rückwärts, wo die Dinge weit und hell vor ihren Augen ausgebreitet liegen wie die Dörfer und Fluren in der Mittagssonne.

Beim „Böhen Honger“, an der Stelle, wo der Gompelsgarten war, stand vor Zeiten ein ganzer Häuserkomplex: die Kolonie. Dort wohnten arme Leute, die das Unglück verschlagen hatte wie der Sturm verirrte Wandervogel. Sie hatten andere Sitten als die von Benzen, denen sie aus dem Wege gingen. Sie lebten von Kessel-

flicken und von dem, was sie in den Dörfern stahlen. Es war eine alte Frau bei ihnen, die des Wanderns müde war und ihre Tage in dem neuen Heim beschließen wollte: die „Mimi aus der Kolonie“. Sie war uralt und hatte die Welt durchwandert, ohne Ruhe zu finden. Sie knüpfte Verbindungen an mit den Frauen von Benzen und machte ihnen Tränke für die kranken Kinder und das kranke Vieh. So entstand eine Annäherung zwischen denen aus der Kolonie und denen von Benzen. Die aus der Kolonie ließen sich an die Bauernarbeiten, und die Feindschaft schwand. Da ging durch das Land der große Zug nach Amerika, der aus allen Luxemburger Dörfern die Unzufriedenen nach Argentinien trieb. Da zog die „Mimi“ aus der Kolonie ein letztes Mal auf die große Reise durch die Welt. Die Kolonie verfiel, und die Mauer, die um den Gompelgarten war, wurde aus den Trümmern der Häuser gebaut.

„Was ist denn aus ihr geworden?“ fragte die Wärb, die sich aus ihrer frühesten Kindheit noch an die Schnupfdose und das große, rote Taschentuch der „Mimi“ erinnerte.

„Sie ist auf dem Schiff gestorben und ins Meer begraben worden“, antwortete Anna Märtés.

„Und die andern?“ erkundigte sich Joseph Bichel.

„Einer von ihnen soll dort ein großes Wesen haben; die andern sind verschollen.“

„Es muß ein großes Land sein“, sagte Joseph Bichel und blickte träumend in die sizzende Flamme der Lampe.

Die Bichel, die so fest im Boden wurzelten, hatten in sich einen starken Drang nach der Ferne, der irgendwo her in ihr Blut gekommen war. Sie überwandten ihn erst mit der Jugend und klammerten sich dann fester an die Heimat. Die andern, die es nicht fertig brachten, gingen zu Grund.

„Wenn wir dürften, wir gingen hin; nicht wahr Bärnd?“ sagte Joseph Bichel nach kurzem Schweigen.

„Ich! Wo denkst du hin? Ich könnte draußen nicht leben, wenn ich nicht bei den Pferden und den Ochsen wäre.“

„Ihr wißt nicht, wie gut ihr es zu Hause habt“, sagte vorwurfsvoll Anna Märtles. Macht, daß Gott euch nicht straft!“

Als es Zeit zum Schlafen war, ging Joseph Bichel mit den Knechten in die Ställe. Er schlief in der „Kimmerchen“, die in den Pferdestall eingebaut war. Er hörte noch eine Zeit lang ein Pferd schnarchen; dann wiegte der Wind ihn in den Schlaf. Er träumte. Er wurde weit, weit fortgerissen und fand sich nicht mehr heim.

**B**ärnd Bichel lag wach im Bett und hörte dem Brausen der Eschbäume zu, deren Kronen in der Höhe der Fenster wogten. Er dachte an die Bauernhäuser und an ihr Schicksal. Von Zeit zu Zeit fuhr ein Windstoß gegen den Giebel, daß das ganze Haus erbebt und die Türen klapperten. Das Haus der Bichel stand fest, denn sie hatten es auf Gott gebaut. Religion war die breite Grundlage ihres Lebens. Sie war um sie, wie die Luft, in der sie lebten. Aber der Mensch mußte das feine dazu tun nach der Meinung der alten Bichel. „Gott gibt dem Menschen seine gesunden Glieder, damit er sie gebrauche, und die Vernunft, damit er sie nicht mißbrauche“, pflegte Bärnd Bichel zu sagen. Sein oberster Grundsatz im Leben war: Handle nach der Vernunft! Er kannte viele, die das Gegenteil getan hatten; da nahm es jedesmal ein schlimmes Ende. Davon wußten die Jungen nichts, die alles dem Zufall zuschrieben. Da war

viel Verborgenes in den alten Häusern, das man sorgfältig zudeckte, damit die Fremden und die eigenen Kinder es nicht sahen. Es wuchs wie der Krebs unter den Kleidern und fraß große Wunden in das lebendige Fleisch.

Wenn der alte „Tillepetchen“ auf dem Hof geblieben wäre, vielleicht wäre es nicht so weit gekommen, dachte er. Freilich, die großartige Frau aus der Stadt hatte ihm mit ihren Verwandten das Leben zur Hölle gemacht. Aber der Mann muß sich oben halten. Er gehört zum Hause, komme, was da wolle, denn er ist der gute Geist des Hauses und mit ihm geht das Glück. Deshalb muß er auch der Herr auf dem Hof sein.

Ein Windstoß, der stärker als die andern war, fuhr gegen das Haus und rüttelte an den Grundfesten und pfliff durch die Spalten der Türen und Fenster.

Da schlug Bärnd Bichel das große Familienbuch der Bichel auf und legte den Finger auf die wunde Stelle des Bichelhauses. Sie waren drei Brüder gewesen, die als Junggesellen bis weit über die dreißig auf dem Bichelhof zusammen lebten. Es war ausgemacht, daß Bärnd, der Jüngste, heiraten sollte und die beiden andern auf dem Hof blieben. Da kam eine Magd auf den Hof, die ein flottes Ding war und von morgens früh bis abends spät sang, daß ihnen die alten Herzen warm wurden. Und sie sang Streit unter die Brüder.

Da heiratete der „Sennes“, welcher der Älteste war, das Mädchen und zog aus und baute sich neu. Als dann Bärnd Bichel seine Frau auf den Hof nahm, verkaufte der „Piter“ sein Land an den Ältesten und zog auf gut Glück mit nach Amerika. So kam das Land vom Bichelhof und es drohte in fremde Hände überzugehen. Am Ende war doch noch alles gut gegangen. Sein Ältester hatte die „Märjänn“ geheiratet. Der „Sennes“ hatte

nur dieses Kind, und so fiel das Land wieder an ihn zurück.

Es war das einzige Mal, daß Bärnd Bichel gegen die Vernunft gehandelt hatte aus Interesse. Es war unvernünftig, daß die Kinder von Brüdern einander heirateten.

„Aber das Land war doch die Hauptsache, suchte er sich einzureden. Das Land und nicht die Leute, die darauf waren. Die ließen sich ersetzen.“

**A**nna Märttes war die Letzte auf im Haus. Sie drehte den Docht der Petroleumlampe nieder; die Flamme leckte noch ein paarmal bläulich empor, dann blieb sie ganz aus. Dabei dachte Anna Märttes immer an den Tod, wo die Seelen gelöscht wurden wie Lichter. Nachdem sie die Türen sorgfältig verriegelt hatte, ging sie auf die Kammer und legte sich stillschweigend zu Bett.

Sie lag schon eine Weile. Alle Lichter waren gelöscht, und tiefes Schweigen herrschte im Zimmer. Nur die alte Holzuhr tickte an der Wand: Immer — Nimmer! Immer — Nimmer! Immer wird sie dauern, nimmer enden, die große Ewigkeit. So lehrten die Alten die Jungen auf Fichelhof. Darum hingen sie so an der Arbeit, damit sie nicht mit leeren Händen hinüberkamen, wenn sie gerufen wurden.

In den Kronen der Eschbäume brauste unentwegt der Sturm durch die wüste Nacht.

Als Anna Märttes hörte, wie Bärnd Bichel sich in seinem Bette drehte, unterbrach sie das Stillschweigen: „Schläfst du schon?“ fragte sie.

„Nein, der Sturm hält mich wach.“

„Es ist ein Stürmen, um Häuser einzuzerfen, wenn sie nicht feststehen.“

Dann wurde es wieder totenstill.

Nach einer Weile fing Anna Märttes wieder an: „Bärnd, ich wollte dir vorhin noch etwas sagen.“

„Was denn?“

„Der „Biter“ hat aus Amerika geschrieben.“

„Gewiß um Geld!“

„Er schreibt, es gehe ihm sehr schlecht.“

„Er hat es ja so gewollt!“ sagte Bärnd Bichel, der ihm noch immer den Handel mit dem Land nicht verzieh.

Anna Märttes zögerte eine Weile, dann machte sie einen letzten, schüchternen Versuch. „Er stirbt irgendwo vor Hunger, während wir hier die Reste mit den Schweinen füttern. Und er ist vielleicht obdachlos in einem solchen Sturm.“

Als keine Antwort kam, schwieg sie. Nur mehr der Pendel ging: Immer — Nimmer! Und der Sturm brauste.

Bärnd Bichel legte sein Gewissen in Ruhe. Er hatte dem Bruder zuerst Geld geschickt, und als er immer wieder fragte, schickte er ihm zuletzt das Reisegeld und einen Brief, er solle sich demütigen und heim kommen, wo er sein Brot hätte. Er hatte nicht geantwortet. Er hat sein Los gewählt, dachte er. So geht es Kopf wider Kopf.

Er drehte sich noch einmal im Bett, um sich schlafgerecht zu legen, und bald schnarchte er. . . . .

Anna Märttes lag noch lange wach im Bett. Sie dachte über ihr Leben nach. Es war wie der lange graue Faden, den sie an den langen Winterabenden spann und der sich zum grauen Knäuel ballte.

Anna Märttes war aus einem Dorfe, das weiter aufwärts an den Ufern der Schley lag. Ihr Elternhaus war ein altes Bauernhaus, in dem die Ställe noch auf den Hausgang öffneten. Die Stubenluft war naß und faulig vom Dunst der Tiere. Die Märttes hatten keine starke Brust wegen der fauligen Luft, die sie einatmeten. Sie

hüftelten, wenn sie alt wurden, oder sie bekamen Asthma. Aber es war etwas Weiches in ihnen, das wohlthat. Schon als Kinder liefen sie von ihren Spielen aus der Stube in den Stall und sahen den jungen Kälbern verwundert in die großen, verwunderten Augen. Wenn sie des Morgens in ihren Betten wach wurden, schien ihnen die Sonne in die blank geschlafenen Augen, und die weißen Schafferden grasten an den kupferroten Hängen des Rostberges, über den die Sommerwolken zogen. Unten an der Schley stand der Flachs in blauer Blüte, und das Wasser glänzte. . . . .

Am Mittag gingen sie zur Bleiche. Da lag das Tuch in langen, grauen Streifen. Rings blühten die Blumen, und das Gras war saftig grün. Die Heuschrecken sangen, und die Sonne brannte. Sie schöpften mit großen Holzschaufeln das fließende Wasser aus den Rinnen und neigten sich die heißen Arme und gossen sich die Schuhe voll.....

Dann ging sie mit zur Spinnstube. Da scherzten und fangen die Mädchen. Die Jungen kamen zu den Fenstern herein und frieren. Die Räder schnurrten, und die Liebe spann ihre losen Fäden. Die Anna sang und träumte nach Herzenslust. Da kam Bärnd Bichel und stellte sich vor sie, daß sie die Welt nicht mehr sah und nur ihn. . . .

Dann spann sie in der neuen Stube der Bichel. Der Faden wurde immer glänzender und das Knäuel grauer. Sie war alt geworden im Hause der Bichel, das oben auf der Höhe lag, um die der Wind fuhr. Sie hatte etwas in ihrem Leben vermißt: das Weiche ihrer Kindheit. Die Bichel waren ihr zu hart. Bärnd Bichel hatte sie aus Liebe geheiratet, denn er hatte viel mehr als sie. Aber von der Liebe zu ihr sprechen war für ihn eine Demütigung. Und demütigen konnte er sich nicht.

Anna Märtes trug das Leben wie eine Bürde. Ihre Hoffnung stand auf das Jenseits. . . . .

Als sie einschliefl, faltete die Sorge, die ihr zu Füßen stand, die dunklen Flügel auseinander und flog in die Nacht und schüttete schwere Träume über Benzen.

Über den Bichelhof zogen die grauen Wolken wie Geisterflügel. . . . .

**D**er Morgen war feucht und kalt. Die starren Spitzen der Baumäste steckten im Nebel, der so dicht war, daß man die Körnchen gehen sah. Am Boden faulte das tote Laub der Bäume und roch nach Fäulnis. Draußen auf den Feldern krächzten unlustig die Raben, die einander suchten. Irgendwo wurde auf einem Nachbardorf ein Schwein geschlachtet, und das verzweifelte Gröhlen bohrte sich mit langen Stößen in den Nebel. Auf einmal wurde es wieder totenstill, und nur die weißen Nebelkörnchen siebten durcheinander.

Auf dem Bichelhof machten sie die Ställe. Die Arbeit der beiden ersten Kirmestage mußte nachgeholt werden. Die Knechte schleppten ganze Schubkarren voll Mist auf den Haufen, wo dichte Dunstfäulen wolzig emporstiegen. Aus dem Innern der Ställe klapperte der Lärm der Mistgreifen, die über das bloße Pflaster fuhren. Der „Bast“ stand vor dem Pferdestall und schlug mit einem Besenstiel auf einen alten, zerbeulten Eimer; er war in seiner bösen Laune, weil er mehr Arbeit hatte als sonst. Kein Mensch kümmerte sich daran, und sie gingen ruhig ihren Beschäftigungen nach.

Da öffnete sich die Haustür, und ein Fremder in Sonntagskleidern trat in den Hof, stand und bedachte sich eine Weile. Dann ging er auf die Ställe zu. Als der Bast ihn sah, humpelte er an seine Arbeit.

Der Fremde ging an ihm vorüber und sagte ein freundliches Wort, dann ging er in den Pferdestall.

„Guten Morgen, „Zuppes“! Schon auf?“ rief ihm Bärnd Bichel entgegen, der im Stall die Verteilung des Hafers überwachte.

„Wenn einer gewohnt ist, früh aufzustehen, kann er nicht liegen“, gab der Angeredete zur Antwort.

„Dann geht es dir wie mir“, sagte Bärnd Bichel. Ich halte es morgens im Bett nicht aus, obschon ich nicht da zu sein bräuchte; es wird alles eine Gewohnheit, auch das Aufstehen.“

Unterdessen war der „Zuppes“ vollends in den Stall getreten und musterte die Pferde eins nach dem andern. Ein schöner, rabenschwarzer Hengst erregte sein besonderes Gefallen. Er war schwarz wie die Nacht und hatte einen prächtigen Kopf und Augen voll Feuer.

Der alte Bichel lachte. „Der gefällt dir?“

„Es ist ein schönes Tier.“

„Und lammfromm“, sagte Bärnd Bichel. Er ging hinzu und tappte ihm freundlich auf's Kreuz.

Ein nervöses Zittern lief über das glänzende Fell. Das schöne Tier wandte den stolzen Kopf, und als es den alten Bichel sah, spiegelte sich ein Erkennen in seinen dunklen Augen.

„Die Pferde sind ein Teil von meinem Leben“, sagte Bärnd Bichel, indem er ihm kosend mit der Hand über den Rücken fuhr bis zum stolz gebogenen Bug.

„Das sind alle die alten Bauern, sagte der „Zuppes“; mein Vater — Gott tröst ihn! — wäre stundenweit gegangen, nur um ein schönes Pferd zu sehen.“

Sie musterten die andern Pferde der Reihe nach.

„Sie sind alle im Stalle geboren“, sagte Bärnd Bichel.

„Man sieht jetzt viel schönes Vieh in den Ställen.“

„Das kommt von dem schönen Zuchtvieh, das die

Regierung jedes Jahr einführt; früher achtete man nicht so darauf.“

Sie gingen durch eine niedrige Verbindungstür in den Kuhstall, wo die Mädchen fütterten. Da standen zwei lange Reihen schwarzbunter Kühe: auf der einen Seite die Kühe, auf der andern das Jungvieh. Die Streu war gerade frisch untergeworfen, und die Kühe lagen alle mit den Köpfen in den Mulden.

„Lauter Friesländer Vieh! sagte der „Juppes“. Es wäre ein Bild zum Malen“, fügte er nach einer Weile hinzu.

Bärnd Bichel triumphierte; es war sein großer Stolz, den Reichtum des Hauses zu zeigen.

„Jetzt wollen wir aber hinübergehen, sagte er. Es ist doch besser in der Stube als in den Ställen.“

Da gingen sie zusammen über den Hof. Der „Bast“ spreitete am Mist. Die Hühner standen und gingen umher und sträubten unlustig die Federn. Durch den Nebel klangen vom Tal der Schlen herauf einzelne verlorene Glockenschläge.

„Es ist die halbe Messe, sagte Bärnd Bichel. Um zehn Uhr wird das Hochamt. Wir müssen nach dem Kaffee sehen.“

Dann traten sie ins Haus. Bärnd Bichel ging noch auf den Speicher, um seine „Schib“ und seine „Cravatsch“ herunterzuholen.

Der „Juppes“ wartete allein in der Stube. Anna Märttes war zur Frühmesse, und die Mädchen arbeiteten in den Ställen. Das Haus war wie tot, weil keine Frau da war, die lebendig waltete. Das Feuer brannte einsam auf der Feuerstelle und knisterte. In der Stube war alles aufgeräumt. Es war stille. Nur die Distelfinken schilpten und fuhren mit dem Schnabel gegen die Metallstäbe des Käfigs, die leise klangen.

Der „Juppes“ setzte sich an den Ofen und wartete. Er dachte an die „Tillepetches“, denen heute alles versteinert wurde. Er war eigens auf die Kirmes gekommen, um dabei zu sein. Er kannte die „Tillepetches“ gut, und er hatte zu Hause nichts zu verlieren.

Der „Juppes“ war von einem richtigen Hof, der gegen die Mosel zu mitten in den Wäldern lag. Er war Junggefelle und verkörperte für die jungen Bichel das Junggesellentum mit seinen Wunderlichkeiten. Er war groß und dünn und trug immer schwarze Kleider und einen grauen, steifen Filzhut und „Bottinen“. Seine ganze Person hatte etwas Altmodisches an sich, das durch seine Gutmütigkeit gewinnend wirkte. Sie erzählten auch von ihm, daß er einmal ein Mädchen gern gehabt hatte, das ihn nicht wollte. Und sie rechneten es ihm hoch an, daß er seiner Liebe treu geblieben war.

Der „Juppes“ hatte sich in der Einsamkeit der Wälder seine eigenen Gedanken gemacht über die Welt und über die Dinge, die auf der Welt waren. Wenn die andern, die eine Familie hatten, im stillen Kreis um die Lampe saßen, schlich er, der einsam war, hinaus, um auf ein furchtsames Reh zu lauern, das behutsam aus dem Waldestrand in die Lichtung trat. Die Welt war stille, der Ershof lag blau glänzend neben ihm, der Mond zog stille durch die Welt, nur die Erlen über ihm rauschten. Dann legte er das Gewehr bei Seite und ließ die Gedanken gehen. Er hatte eine Zeit gehabt, wo er sich selbst in den Mittelpunkt der Ereignisse stellte, die in betäubendem Gemirr sich um ihn drehten, so daß er nichts von den Dingen unterscheiden konnte, die um ihn waren. Das Leben war ein glanzvoller Trubel, in den unterzutauchen ihm eine Lust schien. Jetzt, da das Leben ihn sitzen gelassen hatte, stand er außerhalb desselben und erlebte es mit verstehender Neugier. Aus dem bunten Gemirr,

das der Zufall sinnlos zu mischen schien, stiegen Gesetze auf, nach denen die Dinge sich kunstvoll ordneten. Ein Gesetz beherrschte das Leben und die Welt und die andern Gesetze: die Arbeit. Überall stiegen aus der breiten Volksschicht starke Menschen empor wie aus einem breiten Grunde und arbeiteten sich empor bis zu den höchsten Spitzen. Was die einzelnen taten, taten die Völker.

Er dachte, was geworden wäre, wenn die Alten ihn in die Welt hinausgeschickt hätten, statt ihn zu Hause zu halten, wo er überfällig war.

Und wenn die „Lillepetches“ hinaus gekommen wären, so würden sie jetzt nicht auf einen Haufen zusammen faulen wie Äpfel, die einander anstecken. Die alte Sitte war falsch, daß die Bauern ihre Kinder beieinander halten und um jeden Preis an die Scholle binden wollen. Das gibt Unzufriedenheit und Unglück, dachte er.

Da kam Bärnd Bichel vom Speicher herunter und brachte einen „Quetsch“, den er selbst gebrannt hatte, herein. Er schüttelte die Flasche um zu zeigen, wie lange die Perlen hielten.

„Er ist gut“, sagte der „Juppes“.

„Er ist auch nur für die guten Freunde“, sagte Bärnd Bichel.

„Es ist heute ein Tag wie ein Hinrichtungstag“, sagte der „Juppes“, indem er durch das Fenster in den Nebel sah.

„Es ist das richtige Wetter, um einem Haus und Hof zu nehmen.“

„Die „Lillepetches“ haben auch heuer keine gute Kirmes.“

„Mein! So geht es, wenn einer das nicht versorgt, was er hat.“

„Es heißt, daß die „Lillepetches“ das Geld mit Brotkörben maßen, als sie teilten.“

„Das stimmt. Mein Vater — Gott tröst ihn! — hat oft erzählt, daß bei dem alten „Lillepetchen“ das Geld unter dem Bett in einer „Mandel“ stand wie bei den andern Leuten die Äpfel und Birnen. Es ging nicht darauf an, wenn einer eine Handvoll nahm.“

„Sie sind weit heruntergekommen.“

„Das Unglück begann, als der junge „Lillepetchen“ das Mensch aus der Stadt heiratete. Sie setzte dem armen Kerl mit ihrer vornehmen Verwandtschaft arg zu. Er war nur der klotzige Bauer, der immer knickte und knauferte und es nicht verstand mit einer Stadtfrau umzugehen. Die „Lillepetches“ waren nie vom vielen Sprechen. So hob er sich eines Tages auf und ging fort. Hier an dieser Stelle saß er, ehe er ging. Und hier hat er geweint, daß es hätte Steine erweichen müssen. Das vergesse ich mein Lebtag nicht.“

„Seither hat man nichts mehr von ihm gehört?“

„Ich glaube, er ist nach Amerika; mehr weiß ich nicht.“

„Nun haben sie die Strafe“, sagte der „Juppess“.

„Die die Schuld trifft, lebt nicht mehr, und die Kinder können für nichts; sie wurden irre geleitet. Heute denken sie anders.“

„Heute ist es zu spät.“

„Der Bauer sollte nie ein Mensch aus der Stadt ins Haus nehmen. Sie kehren ihm das Haus auf den Kopf.“

„Das ist richtig, sagte der „Juppess“; die aus der Stadt sind leichtes Geschirr, das keine Arbeit kennt. Sie taugen nicht auf einen Bauernhof, wo jeder zugreifen muß, wenn es gehen soll.“

Die Bärb, die unterdessen aus den Ställen gekommen war, machte den Kaffee auf den Tisch. Der „Juppess“ sah ihr aufmerksam zu.

„Die Bärb wird ein tüchtiges Mensch“, sagte er, als sie fort war.

„Die!“ sagte Bärnd Bichel lachend; die hat ihren Beruf verfehlt. Sie hätte sollen ein Mann werden. Sie hat mehr Freude mit den Pferden, als mit dem Kochlöffel. Und stark ist sie wie ein Mann. Dann erzählte er, wie sie den alten Risch beim Bart genommen hatte. Der Risch war ein älterer Bauer von Benzen mit einem grauen Spitzbart und einem Spöttergesicht. Er konnte keinen Menschen in Ruhe lassen, und er war in ganz Benzen wegen seiner bösen Zunge gefürchtet und gehaßt. Er hatte einen Streit mit Bärnd Bichel wegen einer Wiese, die bei seinem Hause lag und die der alte Bichel ihm weggesteigert hatte.

„Die beiden arbeiteten zusammen in den Kirchwiesen“, erzählte Bärnd Bichel; „die Bärb diesseit und der Risch jenseit der Schley, die mitten durch die Kirchwiesen fließt. Der Risch spöttelte über das Wasser herüber, daß der alte Bichel kein Geld hätte, wenn er seine Kinder verheiraten müsse, weil er immer wieder steigerte, und daß überhaupt keiner ein solch krazbürstiges Mädchen wolle wie die Bärb eins war. Die Bärb sagte anfangs nichts, sondern arbeitete nur fester drauf los, um den Zorn, der in ihr aufstieg, niederzuhalten. Aber auf einmal riß ihr doch die Geduld. Sie warf das Arbeitszeug bei Seite, und, wie sie da war, ging sie mit hochgeschürzten Röcken durch die Schley, erwischte den erstaunten Risch beim weißen Spitzbart, warf ihn ins Heu und prügelte ihn durch wie einen Schuljungen.“

Der „Juppes“ lachte. „Die wildesten Fohlen werden die zahmsten Pferde“, sagte er.

„Wenn sie sich nicht selbst bändigt, es macht kein anderer die zahm.“

Da kam der „Bast“ von der Arbeit hereingehumpelt und wärmte sich die Hände am Ofen. Bärnd Bichel rief

ihn an den Tisch und schenkte ihm ein Glas Brantwein ein, dann schickte er ihn sich umkleiden.

„Solche Kinder wie der „Bast“ müßten eigentlich vor den Eltern sterben; dann wären sie am besten versorgt“, sagte der „Juppes“.

„Es kommt gerne vor, daß gerade sie bleiben und die andern sterben; es geht häufig verkehrt auf der Welt.“

„Und der Joseph?“ erkundigte sich der „Juppes“.

„Der bekommt keine rechte Ruhe; er möchte am liebsten fort in die Welt.“

„Wenn er durchaus will! es ist nicht gut, wenn die Kinder auf einem Haufen sitzen bleiben. Die Bärb ist ja immer noch da.“

„Zwei ist nicht zu viel, denn der „Bast“ zählt nicht. Und wenn etwas vorkommt, ist es gut, daß immer noch einer da ist, der einspringen kann.“

Am Siebelfenster vorbei kam Anna Märttes aus dem Frühamt. Sie sah gleich in der Küche nach dem Nötigen und wünschte dann den beiden Männern einen guten Morgen.

„Hat die Glocke schon geläutet?“ fragte Bärnd Bichel.

„Es hat schon einmal geläutet“, antwortete sie.

„Dann ist es Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, sagte Bärnd Bichel. Es ist ziemlich weit bis hinunter.“

Die beiden Männer gingen langsam die Straße hinunter. Von den Bäumen tropfte die Feuchtigkeit. Der Nebel dampfte über den Feldern und wehte wie Rauch nach Süden.

„Der Nebel geht, sagte der „Juppes“. Am Ende kommt noch heute die Sonne.“

„Einige trockene Tage würden nichts schaden, sagte Bärnd Bichel; es hat in den letzten Tagen zu viel geregnet. Der Boden wird ausgewässert.“

„Das ist gefährlicher bei uns; wir haben leichteren Boden, wo das Wasser durchzieht.“

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander.

Da dröhnten auf einmal schwere Kanonenschläge in den stillen Morgen.

„Sie haben wieder Manöver in Neupreußen, sagte nach ein paar Schritten der „Suppes“. Hier auf dem Berg hört man es gut schießen.“

„Das ist oft, sagte Bärnd Bichel; die Preußen kommen noch einmal hinter die Franzosen.“

„Die Völker machen nicht mehr mit, sagte der „Suppes“; es geht doch nur um einige Wenige reich zu machen.“

„Der Hunger treibt den Wolf aus dem Busch. Hier auf der Landstraße fangen sie an eine Plage zu werden.“

Die schweren Festungsgeschütze von Meß erschütterten den Boden. Die Erschütterung pflanzte sich bis in die Eingeweide fort und rief physisches Unbehagen hervor.

„Es wäre besser, sie gäben den Armen Brot für das Geld, das sie in die Luft schießen, dann bräuchten wir sie nicht hier auf der Straße zu füttern“, sagte Bärnd Bichel nach einer Weile.

Sie bogen in die „stengegater Hiel“ und gingen eine Zeitlang zwischen hohen Schlehdornhecken, dann tauchten die ersten Häuser aus dem Nebel.

„Das ist auch noch eins von den alten Bauernhäusern, sagte der „Suppes“, als sie an das erste Haus kamen: großes Wohnhaus und kleine Scheune.“

„Das ist noch aus der Zeit, wo die Menschen in den Häusern zahlreicher waren als das Vieh in den Ställen“, belehrte Bärnd Bichel.

„Und da ist ja auch das „Tillepetcheshaus“; wie es zerfällt!“

Der Schornstein war abgestürzt und hatte ein tiefes

Loch in das Dach gerissen. Die Steinpfosten des Eingangstores lagen quer über den Weg. Die Scheune war von oben bis unten gerissen.

„Es ist traurig, wenn ein Haus so verfällt“, sagte Bärnd Bichel.

„Die finden auch keinen Liebhaber dafür“, sagte der „Juppes“.

„Die alten Bauernhäuser sind zu groß und zu alt, als daß einer darin wohnen könnte.“

Gerade als sie am Giebel vorüber waren und in den verfallenen Hof hineinsahen, kam der „Tillepetchestid“ aus dem offenen Hausgang. Als er die beiden erblickte, zögerte er eine kurze Weile auf der Treppe; dann nahm er sich ein Herz und kam auf sie zu. Er gab dem „Juppes“ die Hand. Die beiden waren ungefähr in demselben Alter und hatten dieselben altmodischen Kleider und dieselben veralteten Gesichter.

„Wie geht es Tid?“ fragte der „Juppes“, blos um etwas zu sagen.

„Wie soll es gehen!“ sagte der Tid, ohne eine Miene zu verziehen. „Nicht vom besten, das wirst du wissen.“

„Allerdings.“

Sie gingen beide mit ihren langen dünnen Beinen, die krumm waren, über das harte Pflaster und schlenkerten die Hände, an denen sie die Fäuste geschlossen hatten. Ihre Rücken waren leicht gewölbt, und sie hatten eine große Steifheit in den Gliedern. Der alte Bichel ging in seiner blauen Schib aufrecht neben ihnen wie ein Jugendlicher. „Ihr geht durch eine schlechte Zeit, Tid!“ sagte er.

„Vielleicht kommen noch einmal bessere Tage, wenn wir von hier fort sind.“

„Das Glück wartet auch nicht immer in der Fremde, sagte Bärnd Bichel. Ihr sollt euch bedenken, ehe ihr fortgeht.“

„Es kann nirgends schlimmer sein als hier, wo die Schuld uns das Hemd vom Leibe frißt.“

„Es ist mit den Menschen wie mit den Pflanzen, suchte der „Juppess“ zu trösten. Man muß von Zeit zu Zeit den Samen und den Standort wechseln, sonst verkümmern sie.“

„Wir sind hier zu sehr abhängig von den Leuten und ihrer Meinung, sagte der Tid; draußen sind wir unsere eigenen Herren und wir richten unser Leben ein wie wir wollen. Wir gehen tagelöhnern und gewinnen unser Brot; das können wir hier nicht.“

„Rein! es gäbe kein Bauer euch Arbeit.“

„Das wollen wir auch nicht.“

Sie kamen am Gompelsgarten vorbei, der an der Ecke des Kirchweges lag, wo dieser in das Tal der Schley hinunterbog. Es war einer der schönsten Gärten aus Benzen und gut unterhalten.

„Was der Gompel aus dem „Gehen Hunger“ gemacht hat! sagte der „Juppess“ bewundernd; es war früher nur eine Schuttstätte.“

„Der Gompel ist einer, der die Arbeit nicht scheut und feins zusammenhält, sagte Bärnd Bichel; der wird noch einmal ein guter Bauer.“

„Der Gompel war Tagelöhner bei euch, wenn ich nicht irre“, erkundigte sich der „Juppess“.

„Ja, sagte der Tid; so geht es im Leben. Der Knecht kommt über den Herrn.“

„Es heißt sich oben halten“, sagte der alte Bichel.

Gruppen von Kirchgängern kamen an ihnen vorbei und grüßten. Die Kinder liefen den Berg hinunter und warfen die Beine durcheinander, und hatten rote Gesichter vom Laufen.

„Fällt es euch denn nicht schwer, von der Heimat fort zu gehen?“ fragte nach einer kurzen Pause Bärnd Bichel.

„Schuld und Sühne tragen sich leichter in der Fremde. Es ist schwer, wenn man sich vor der Heimat schämen muß und vor denen, die einen kennen.“

„Das glaube ich dir gern, sagte Bärnd Bichel. Es muß unerträglich sein, wenn man den Kopf in der Heimat nicht hoch tragen darf.“

„Die Furcht davor hält viele auf dem geraden Weg“, bestätigte der „Juppes“.

Sie kamen in das reiche Wiesental und gingen über die Stege, unter denen das Wasser dampfte. Der Weg führte über einen Damm, der höher lag als die Wiesen.

Aus dem Nebelmeer, das hier dichter war als auf der Höhe, tauchten die Häuser von Schlenen und die Kirche hervor. Vor der Kirche standen die jungen Leute mit den Händen in den Taschen und rauchten und sprachen über das Wetter. Oder sie machten ihre Bemerkungen über die jungen Mädchen, die vorbeigingen und rot wurden. Als die drei kamen, schwiegen sie und grüßten; sie hatten alle Respekt vor dem alten Bichel.

Ganz vorn auf dem Kirchhof waren die Gräber der „Lillepetches“.

„Ich habe gehört, daß der Gompel euch die Gräber abkaufen will, sagte Bärnd Bichel. Ist etwas dabei?“

„Nein! Wir halten sie. Und übrigens sind sie voll; es ist kein Platz mehr drin.“

In dem Augenblick läutete die Glocke, und sie gingen zur Kirche hinein.

**N**ach dem Mittagessen saßen sie plaudernd am Tisch, als Peter Bichel auf den Hof kam, damit sie zusammen zur Versteigerung gingen. Anna Märtles nötigte ihn noch zu einem Stück Apfeltorte, ob schon er eben gegessen hatte.

„Um wieviel Uhr beginnt eigentlich die Versteigerung?“ fragte Bärnd Bichel.

„Um drei“, antwortete Peter.

„Hast du dir die Geschichte mit dem „Apostelstück“ überlegt?“

„Ja! Ich steigere es. Dann hätte ich auch noch Lust zum „Raggenfels“, das an die „Forzel“ stößt. Dort könnte ich mir leicht einen Viehpark machen, und ich hätte das Wasser im „Raggenbur“.

„Einen Viehpark!“ machte Bärnd Bichel verwundert.

„Ja einen Viehpark. Man spart dabei die Arbeit, und das Vieh wird besser gefüttert als im Stall.“

„Das wird nichts, fürchte ich. Die Henkes hatten auch einen solchen Park; sie haben ihn wieder aufgerissen.“

„Das Land war nicht das richtige. Der „Raggenfels“ und die „Forzel“ geben die richtige Weide: Wiese und Driesch.

„Er hat Recht, sagte der „Juppess“. In den großen Ländern haben sie das auch so.“

„In den großen Ländern auch! Wir sind so klein. Wir können uns nicht mit denen messen.“

„Wir können was die andern können, sagte Peter Bichel stolz. Es steht nirgends so schönes Vieh wie bei uns.“

„Ich will dich auch nicht aufhalten, wenn du es versuchen willst, sagte Bärnd Bichel. Wir Alten werden bald ausgespannt, fuhr er fort. Es kommt eine neue Welt, die alles anders macht.“

„Es ist doch vieles besser geworden“, sagte Peter Bichel.

„Es ist vieles besser geworden; es ist aber auch manches schlechter geworden. Die Menschen sind nicht mehr dieselben wie früher. Heute ist der kleine Mann so viel

wie der Bauer, und keiner weiß mehr, wo die Grenze zwischen Bauer und Tagelöhner ist.“

„Die Unterschiede gleichen sich aus“, sagte der „Juppes“.

„Es sollen aber Unterschiede sein, erklärte bestimmt Bärnd Bichel, damit man den Herrn von dem Diener unterscheiden kann. Es ist heute so auf der Welt, daß alles durcheinander geht.“

„Daran ist aber nichts zu ändern“, sagte Peter Bichel.

„Das weiß ich; aber es gefällt mir auch nicht.“

„Wenn ihr zur Zeit auf die Versteigerung kommen wollt, müßt ihr gehen, sagte Anna Märtens. Es ist Zeit.“

Da gingen sie. Der Nebel hatte sich etwas verzogen und enthüllte die Flur. Im Norden stachen sogar blaue Flecken durch die Wolken.

„Weißt du denn auch schon, daß ich bauen soll?“ fragte Peter Bichel den „Juppes“, als sie auf der Straße waren.

„Eine Scheune?“ erkundigte sich der „Juppes“.

„Eine Scheune und Ställe.“

„Mach daß du dich nicht verbaust! sagte Bärnd Bichel im Spaß. Und daß du etwas hast, um in die Scheune zu legen.“

„Ich habe ja das ganze Leben vor mir, um sie zu füllen.“

„Gib acht! sagte der „Juppes“; es sterben viele über dem Bauen.“

„Das ist Spaß; es sterben auch viele über dem Schlaf.“

„Es war auch nur mein Spaß.“

„Es kann höchstens daher kommen, daß einer sich beim Bauen überarbeitet und krank wird“, sagte Peter Bichel.

Dann setzte er auseinander, wie er alles einrichten wollte. „Die Kinder sollen es gut haben, fügte er hinzu; besser als ich.“

„Ich habe gehört, daß deine Familie sich bald vergrößert“, sagte der „Juppes“.

„In ein paar Wochen“, antwortete Peter Bichel mit einem Anflug von Freude.

„Es geht nichts über die Kinder, sagte mit einem leisen Bedauern der „Juppes“; dann weiß einer, wozu er arbeitet.“

Das Wirtshaus lag inmitten einer Gruppe von Häusern, von denen es ein rostiger Lannenzweig unterschied. Sie nannten es kurzweil Bärends nach dem alten „Eim Barend“, der längst tot war. Weiße Gardinen gaben ihm einen Anflug von Frische, aber inwendig war es niedrig und dumpf. Im ganzen Haus lag ein fader Geruch, der süßlich auf der Zunge schmeckte wie Blut. Sie hatten die Schwindsucht im Hause.

Die Wirtsstube war voll Menschen und Rauch. An den Wänden hingen vergilbte Affichen und funkelnagelneue Reklamebilder von Centrifugen und Nähmaschinen.

Am runden Tisch in der Mitte saßen die „dicken“ Bauern mit ihren Pfeifen und rauchten und schwitzten. Sie hatten alle die Hüte auf den Köpfen, die sie wegen der Hitze rückwärts geschoben hatten. Sie diskutierten eifrig über die neuen Maschinen.

„Die Milchmaschinen sind gut, sagte der Bewesch, aber die Milch wird blau wie ein Schelm, und Menschen und Vieh bekommen davon den Durchfall. Es kommt mir keine ins Haus.“ Der Bewesch war ein Herrenbauer nach der neuen Mode. Er hatte einen Ring am Finger und trug bei den Festtagen Cylinder und Gehrock. Er war bekannt als der dickköpfigste Bauer weit und breit. Sein Kopf war härter als die blauen Steine, die sie seit

einiger Zeit aus dem Ösling brachten, um die Straßen des Gutlands zu beschüttern.

Es wagte keiner zu widersprechen. Sie hätten sich sonst den Anschein gegeben, als würden sie sich die guten Bissen vom Munde absparen. Aber der reiche Buttergewinn verlockte sie, und sie waren alle knauserig.

„Die Mähmaschinen sind wichtiger, sagte ein anderer, der ein Schafsgesicht hatte. Wenn die gut wären, es wäre eine große Zeitersparnis.“ Der also sprach, war der „Träpenhari“. Er war dumm wie ein Schaf und hatte blaue Augen wie eine gute, treue Seele. Er erntete der Regel getreu jedes Jahr die dicksten Kartoffeln; darüber lachten sie viel in Benzen. Auch darüber, daß er einer Magd nachlief, die ihn zum Besten hatte.

„Es müßte einer probieren, sagte der Senkesjan; dann könnten die andern nachmachen.“ Der Senkesjan war ein kleiner, bleicher Mann mit verschlagenem Gesicht. Er war immer heiser und stieß sich mit der Zunge über seinem ganzen Wesen lag wie ein Schatten von Falschheit. Er kannte das Gesetz und die Advokaten, und die Bauern fürchteten ihn wegen seiner Schikanen.

„Der Bichel müßte versuchen“, sagte der Schmied, der sich zu den Bauern gesetzt hatte, weil er ihnen die Pferde beschlug. Er hatte eine scharfe Adlernase und ein stolzes Gesicht und einen stolzen Sinn. Er behandelte sogar die Bauern ein wenig von oben herab. Er trug ein braunes gestricktes Wollkleid mit rotem Rand und eine hohe Seidenmütze. Vor ihm auf dem Tisch stand eine halb leere „Bierspännige“, an der er beständig drehte.

„Der Bichel mit einer Maschine mähen!“ mischte sich von einem andern Tisch, wo er zugehört hatte, Friß Wäsch in das Gespräch. „Da kennt ihr den schlecht. Der hält viel zu fest am Alten. Wenn ich euch sage, daß er noch

kein Glas Wasser aus der Wasserleitung getrunken hat, seit sie besteht.“

Der Bäsch war ein verbummelter Student, der von der Gnade seines Bruders lebte. Er war weit über die vierzig und hatte einen roten Vollbart und langes Haar, das ihm tief in den Hals hineinhing. Mit der langen Handelschib, die er immer trug, sah er aus wie ein Apostel oder wie ein Wilder, je nachdem man es nehmen wollte. Er spielte den Zwischenmann zwischen Bauer und Jud, weshalb er auch der „Fokkert“ hieß. Er machte auch „Helechten“ und wurde oft zum Lohn oder auch aus Verdruß geprügelt, wenn er abends spät nach Hause ging. Er saß stundenlang in den Bauernhäusern, wo er sich füttern ließ, und trug die Neuigkeiten von Haus zu Haus. Er wußte auch alles, was in den Häusern vorging; deshalb sagte er das von Bärnd Bichel.

„Es ist erstaunlich, wie die Maschinen jetzt aufkommen, sagte der Schmied. Auf einmal kommen noch Rutschen ohne Pferd.“ Da lachten sie alle. Das war doch nicht wohl möglich.

„Sie lernen noch fliegen, sagte der Bäsch, so wahr ich Fritz Bäsch heiße; in intos ac fontes peplisti kabes schou! Das ist Latein, sagte er, und hat einen geheimen Sinn und eine geheime Kraft. Das lernt man in „Colle'sch“.

Die Bauern lachten. „Wenn der Spruch eine geheime Kraft hat, mußt du ihn sagen, wenn sie dich abends prügeln“, sagte der Bewesch.

„Er greift nur bei Christen, sagte der Bäsch. Die mich nachts überfallen und schlagen sind Satansgefellen.“

Da lachten sie wieder.

In einer Ecke hatten die Jungen ihren Spaß mit dem „Bläkegen“, der ausgegangen war und vergessen hatte, die Kleider zu ordnen. Der „Bläkege“ war ein Alter, der sein Gut vertrunken hatte. Er hatte einen unförmlichen

Kopf und ein rotes Weingeficht mit einer verwachsenen Trinkernase. Das Wasser lief ihm aus den entzündeten Mundwinkeln, und er trippelte an den Tischen herum und heischte Geld für Wein. Den Stolz hatte er, daß er nur Wein trank. Er war betrunken, und die kurzen, dicken Beine hatten keine Kraft. Er hatte eine Bläse so groß wie der Mond; deshalb hieß er der „Bläkege“. Und auch weil er nichts mehr hatte, das sein eigen war, nicht einmal das Hemd, das er auf dem Leibe trug.

„Bläkeger!“ sagte einer, „ich zahle einen Schoppen, wenn du den „Benedicamus“ singst.“

„Ich auch“, sagte gleich ein zweiter.

„Und dann rief ein ganzer Tisch: „Den Benedicamus! den Benedicamus!“

Für ein Glas Wein sang der „Bläkege“ den „Benedicamus“. Dabei kletterte er regelmäßig auf einen Stuhl, um höher zu kommen. Dann fiel er auch ebenso regelmäßig herunter; darum ging der Spaß.

Einer brachte schon einen Stuhl.

„Zuerst ein Glas Wein!“ sagte er.

Sie reichten ihm ein Glas, das er antrank. Er hob es langsam und schlürfte den Wein mit halbgeschlossenen Lidern; durch den Spalt blinkten weinselig die Augen.

Dann hoben sie ihn auf den Stuhl. Es wurde ein großes Lachen, und auch die Bauern am runden Tisch sahen hin.

Der „Bläkege“ stimmte den „Benedicamus“ an. Immer höher ging es hinauf, und er kletterte der Stimme nach und stand auf die Stuhllehne; da verlor er das Gleichgewicht und purzelte herunter.

„Du hast deinen Wein verloren! riefen sie. Du hast deinen Wein verloren!“

Da kletterte er noch einmal hinauf und fiel auch noch einmal herunter. Das Lachen wollte kein Ende nehmen.

Die Bauern am runden Tisch waren ein wenig geniert. Der „Pläkege“ war trotz allem aus ihrem Kreise, und, die den Spott mit ihm trieben, waren die kleinen Leute, die es auf die Bauern sitzen hatten. Sie blinzelten sogar schadenfroh hinüber.

„Es ist doch nicht schön, daß sie so den Spott mit dem alten Mann treiben“, sagte der Schmied.

„Der hat ein Vermögen von fünfzigtausend Mark verpfaffen“, sagte ablenkend der Beweschy.

„Und er würde es wieder tun, wenn er noch einmal anzufangen hätte, sagte der „Henkesjan“; er hat keine Neue.“

„Das waren die von der alten Generation, sagte der Schmied; das waren ganze Kerle, sowohl im Guten wie im Bösen.“

„Es war zur Zeit, als noch die vielen Junggesellen auf den Höfen blieben; die schlugen leicht über die Stränge“, sagte der Beweschy.

In der Ecke wurde es wieder lebendig. Der „Pläkege“ schlug mit den Händen um sich, als schnappe er nach Fliegen.

„Sind sie wieder da?“ fragte lachend der Schreiner, der neben ihm saß. Es war ein kleiner untersehter mit grau meliertem Haar und heiserer Stimme. Er hatte im faubourg St. Antoine das Handwerk gelernt und sprach gern von Paris.

Sie lachten alle, denn sie kannten längst die Geschichte mit den Mücken. Der „Pläkege“ sah die Männerchen.

„Die Luder! Gerade in die Augen wollen sie mir“, rief er voller Enttäuschung. Dabei blies er in die leere Luft und schlug mit den Händen um sich, daß den Anwesenden vor Lachen die Tränen aus den Augen sprangen.

Da stand der Schreiner auf und fuchtelte mit seinen großen Händen, die vom Hobeln noch größer geworden waren, in der Luft und machte Hesch! Hesch! wie wenn man Hühner scheucht. Ein anderer machte die Türe auf.

„Sie sind jetzt fort, sagte der Schreiner; es waren ganz dicke mit langen Schwänzen, und sie hatten Augen wie Rutschenlaternen. Sie sind zur Tür hinausgeflogen.“

„Es ist gut, daß du sie fortgetrieben hast, sagte der „Pläkege“; sie hätten mir am Ende noch die Augen ausgestochen!“

„Das lernt man in Paris, sagte der Schreiner; da fliegt die ganze Luft voll.“

Der „Pläkege“ machte verwunderte Augen: „Fliegen da die Mücken so herum am hellen Tage?“

„Ja! Die Mücken und die Männerchen!“

In dem Augenblick ging die Tür auf, und die Bichel kamen herein. Sie boten den Gruß und setzten sich zu den Bauern an den runden Tisch. Bärnd Bichel sah sich die Gesichter an, die um ihn waren. Es dauerte eine Weile, bis er jeden an seinen richtigen Platz stellen konnte. Er ging nie ins Wirtshaus, und hier sahen die Gesichter anders aus als draußen bei der Arbeit. Viele von den Jungen kannte er überhaupt nicht.

Durch die Ankunft der Bichel war das Gespräch am runden Tisch ins Stocken geraten. Der „Henkesjan“ brachte nach einer Weile die Rede wieder in Fluß. „Wißt ihr denn schon, sagte er, daß das Schloßgut in Schlenen vertan wird?“

„Das Schloßgut zu Schlenen?“ fragten sie alle erstaunt. Auch von den Nachbartischen hörten sie zu.

„Nun ja, das Schloßgut!“ wiederholte der „Henkesjan“ mit überlegenem Lächeln; er wußte die Neuigkeiten immer zuerst wegen seiner Beziehungen zur Stadt.

Die Bauern wollten es nicht glauben; sie meinten, es

sei ein schlechter Witz, den er machte, um sie vom Steigern abzuhalten. Wenn das Schloßgut überging, wurde das Land billig wie Wasser.

„Die Regierung kauft die Gebäulichkeiten; es wird eine Blindenanstalt dort eingerichtet.“

Dieses Mal war die Verblüffung vollständig. Sie waren wie aus den Wolken gefallen. Es war zu ungeheimt.

Das nächste Resultat war, daß sie lachten.

„Er will uns einen Bären aufbinden“, sagte Peter Bichel.

„Eine Blindenanstalt nach Schlegeln! sagte Wärnd Bichel und schüttelte den Kopf; daran glaube ich nicht.“

„Die Anstalten gehören in die Stadt“, sagte der Schmied, der auf seine große Lebenserfahrung pochte, weil er in seiner Jugend als Geselle gereist war.

„Natürlich! pflichtete der Bewesch bei; die Krüppel gehören in die Städte.“

„Es ist wirklich ein Unsinn, eine Blindenanstalt auf das Land zu machen“, sagte der „Träpenhari“, indem er die langen Kiefer auf- und zuklappte.

„Es ist überhaupt ein Unsinn, eine Blindenanstalt zu errichten. Es kann ein jeder für seine Kinder sorgen, wie die Bauern es tun, sagte der „Henkesjan“. Wenn die ein ungerades Kind haben, halten sie es beim Haus.“

„Das will ich nicht sagen, sagte Wärnd Bichel; die Anstalten haben vielleicht ihr Gutes, aber sie sollten eben in den Städten sein; ich kann mir nicht denken, daß wir hier im Sommer blinde Kinder haben, wo die Sonne so hell durch die Welt scheint.“

„Und die Kosten? sagte der Bewesch. Wer bezahlt das alles wieder? Natürlich wir. Die Anstalt ist doch nur für die kleinen Leute. Die Bauern halten, wie der „Henkesjan“ sagt, ihre ungeraden Kinder zu Haus.“

„Sie haben schließlich ein trauriges Los, sagte Peter Bichel. In den Anstalten, wo sie zusammen leben, haben sie es besser und sind gut versorgt.“

„Anstalten hin, Anstalten her!“ sagte der Bewesch. Ich bin gegen die Anstalten. Es soll jeder für seine Kinder aufkommen. Es heißt in der letzten Zeit immer nur: Wir müssen für die Allgemeinheit sorgen; wir müssen für den kleinen Mann sorgen. Für den Arbeiter wird alles gemacht, und das Geld zu allen Fenstern hinausgeworfen.

„Es ist vielleicht, sagte der „Zuppes“, daß bisher nichts für ihn gemacht worden ist.“

„Da muß ich dem Bewesch ein wenig Recht geben, sagte Bärnd Bichel. Wenn die Arbeiter und die kleinen Leute sparsam wären wie die Bauern, ginge es besser auf der Welt. Die am wenigsten haben, verzehren das meiste Geld.“

„So ist es; so ist es; gerade so ist es“, sagte der „Träpenhari“ und nickte beifällig mit dem Kopf.

„Von wem weißt du denn eigentlich die Neuigkeit?“ fragte Peter Bichel weiter.

„Vom Manglaf.“

„Der die Molkerei in Gondertal aufgerichtet hat?“

„Eben von dem; er macht die Händel für die Regierung.“

„Ich kann es einmal nicht glauben, sagte Bärnd Bichel; es ist wider die Natur.“

Von einem Tisch in der Nachbarschaft erscholl unbändiges Lachen, und alles horchte hin. Sie erzählten die letzten „Spichten“ vom Dubder. Der Dubder war ein junger Bauer von einem nahen Dorf, der lange in den Schulen gewesen war. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, es nicht zu machen wie die dummen Bauern. Er machte deshalb alles verkehrt, und die Bauern schüttelten die Köpfe und lachten.

Der „Juckelstid“ erzählte unter allgemeiner Heiterkeit: „Wenn ich es nicht selbst gesehen hätte, ich würde es keinem andern glauben. Um Stroh zu sparen, hat der Dudder hinter den Röhren einen schmalen Graben aufgerissen für den Dung, und damit es hineingeht, hat er den Röhren die Schwänze oben an einen Balken gebunden. So etwas Komisches habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen.“ Dabei schlug er sich vor Lachen auf die Knie. Der „Juckelstid“ war ein Tagelöhner aus Benzen, der oft blau machte. Er hatte ein rotes Gesicht und einen roten Spitzbart und eine große Gläze mit einem Kranz von Haaren wie ein Benediktinermönch.

„Wo hat er denn das her?“ fragte einer.

„In der Schweiz sollen sie es so machen. — Die Röhre müßtet ihr nur sehen, fuhr er fort. Sie schauen ganz unglücklich hinter sich und wollen mit Gewalt den Schwanz herunter.“

„Sie schämen sich“, sagte einer.

Da wurde es ein allgemeines Lachen.

„Ich meine, der „Juckelstid“ will uns etwas weis machen“, sagte der Schmied.

Da wurde der „Juckelstid“ feierlich. „Wenn es nicht wahr ist, will ich nicht mehr der „Juckelstid“ sein und keinen Tropfen Brantwein mehr trinken“, sagte er und zog die Stirn in krause Falten.

„Dann ist es sicher wahr“, sagte der Schreiner von seinem Tisch aus.

Bärnd Bichel schüttelte den Kopf: „Man sollte es nicht für möglich halten. So ein verständiger Mann, wie der alte Dudder war, und einen solchen Unverstand groß zu ziehen!“

„Die Schulen haben ihm keinen Nutzen gebracht“, sagte der „Henkesjan“.

„Keinen Nutzen gebracht! Beschadet haben sie ihm, sagte einer. Von dem Alten hat er das nicht gelernt.“

„Die Studiererei ist überhaupt nichts für den Bauer“, sagte Bärnd Bichel.

„Das will ich nicht behaupten“, sagte der Bewesch, der einen Sohn in der Ackerbauschule hatte.

„Wenn sie einmal vom Pflug kommen, taugen sie nicht mehr daran, sagte Bärnd Bichel. Mit den Federfüßsen wird es einmal nichts; das lasse ich mir nicht sagen.“

Wir müssen aber doch mit der Welt vorangehen, sagte der Bewesch. Man schilt uns schon immer die dummen Bauern.“

„Der ist nicht dumm, der sein Handwerk versteht, Bewesch. Wir müssen nur das Gute von dem Neuen nehmen und das Gute von dem Alten halten. Früher gingen die Jungen, die etwas mehr lernen wollten ins Frankreich auf einen Hof. Da hatten sie Gelegenheit, sich die Welt anzusehen und sich die Hörner abzulaufen. Das waren dann gewichste Kerle, wenn sie zurückkamen. Ich bin aber der Ansicht, daß wir Alten genug wissen, um sie zu lehren“

„Es ist viel Wahres an dem, was der Bichel sagt, pflichtete der Schmied bei. Aus all denen, die aus der Nachbarschaft in die Schulen gingen, ist nichts geworden; sie sind verlumpt; ich nenne euch nur den „Hurscht“ und den „Zibbelchen“ und den „Bäsch“.

„Man soll den Bauer so viel wie möglich auf Haus und Hof halten, stimmte Bärnd Bichel bei. Die Heimat hält viele auf dem geraden Wege, die sonst verloren gehen.“

„Erlaubt, daß auch ich ein Wort sage, obschon ich ein Fremder hier bin, sagte der „Juppes“. Es kann ja ein jeder seine Meinung haben, aber ich gebe euch zu be-

denken, daß wir eben in einer neuen Welt leben, mit der wir rechnen müssen. Ihr habt Recht, Bärnd Bichel, wenn Ihr sagt, daß die Heimat uns auf dem rechten Weg hält. Aber die Heimat ist nicht nur das Stück Himmel, das wir über uns sehen, oder die Bäume auf der Flur, oder der Kirchturm, oder die Menschen, die um uns sind. Die Heimat ist die Gesamtheit all der Eindrücke, die wir von Kindheit an im Elternhaus und im Dorf in uns aufgenommen haben und die unauslöschlich sind. Es ist nicht das, was wir in den Augen, sondern was wir im Herzen haben. Wenn einer die Heimat im Herzen hat und er geht damit hinaus, ist er nicht verloren. Es ist gut, wenn auch viele von den Bauernhäusern und den Bauerndörfern hinausgehen ins Leben und in die Welt. Denn sie nehmen aus den Elternstuben den Ernst und die Lust zur Arbeit und den harten Willen des Gelingens mit. Wir müssen dem Lande nicht nur das Brot, sondern auch die Männer geben, die es führen.“

„Es gehen aber zu viele verloren“, sagte Bärnd Bichel.

„Es geht auch nicht jedes Korn auf, das gesät wird, sonst würde die Saat ersticken“, entgegnete der „Zuppes“.

Es war allmählich stille geworden. Von allen Tischen horchten sie. Aus einem Nebenzimmer war auch der Notar mit ein paar Bauern gekommen, die dort eine „Partie Mensch“ gespielt hatten. Sie schlossen die Tür sachte und hörten stehend.

Der „Zuppes“ fuhr fort: „Es kommt eine Zeit, wo die Unterschiede zwischen den Klassen und Ständen schwinden, wo der Stärkste sich an den besten Platz stellt und wo der Klame nicht mehr zählt, sondern die Arbeit.“

Die Bauern fühlten, wie ein Schauern über sie hin wegging, da einer von ihnen also redete. Es war eine neue Lehre, die in Benzen gepredigt wurde.

„Das ist alles gut und schön, sagte Bärnd Bichel. So

wie du es sagst, habe ich es auch schon in den Büchern gelesen; aber das ist keine Wirklichkeit.“

„Es ist die Wirklichkeit, sagte der „Juppes“. Gerade wir Bauern haben das gesundeste Blut. Uns gehört die Welt.“

„Das kann vielleicht für die Jungen sein, sagte Bärnd Bichel. Ich für meinen Teil halte mich an das, was die Alten uns Kinder gelehrt haben: Haltet euch an den Boden! Und so lehre ich auch die Kinder. Das andere kommt von selbst, wenn es kommen soll. Ein jeder soll den Posten ausfüllen, an den er gestellt wird; dann geht es gut im Haus und im Dorf.“

Als das Redetournier aus war, kam der Notar an den Tisch und gab den Bauern die Hand. „Ihr habt beide Recht, sagte er. Solange ein tüchtiger Bauernstand im Lande ist, verdirbt es nicht. Aber die Bauern sollen erst für sich das Nötige halten, und dann den Rest abgeben.“

„So bin ich auch einverstanden, sagte Bärnd Bichel. Zuerst das Haus, und dann der Staat!“

Eine fieberhafte Unruhe lief mit dem Erscheinen des Notars durch die Wirtsstube, und es wurde ein minutenlanges Durcheinander wegen der Versteigerung, die begann. Ein jeder wurde aus den allgemeinen Gesprächen, in die sie abgeschweift waren, gewaltsam in den engen Kreis seiner eigenen Interessen zurückgerissen. Es drängte sie, vom Lande zu sprechen, obschon sie es zu vermeiden suchten, damit keiner des andern Absicht erkennen könnte. Es waren Minuten der gespanntesten Aufmerksamkeit, wo die Klugen die Ohren spitzten und um sich horchten.

Der Notar las die Bedingungen vor; dann begann das Steigern. Es war ein erbitterter Kampf, der hier in der engen Wirtsstube ausgefochten wurde. Ein Kampf

um den Besitz von Grund und Boden, in den die Bauern sich immer tiefer hineinarbeiteten und nach dem das Streben der Kleinsten im Dorfe ging. Der Ausrufer, der längst ihre Gewohnheiten kannte, fand bald die Steigerer, die ein Fremder unmöglich herausgefunden hätte. Die Bauern selbst ahnten eher nur, wer mit ihnen steigerte, als daß sie es wußten. Sie sahen es höchstens aus der Richtung, nach welcher die Augen des Rufers gingen. Hier war ein jeder des andern Feind, und alle Freundschaft hörte auf. Die Preise stiegen. Die Ansteigerer haßten sich glühend. Sie hätten sich an der Gurgel gepackt wie Wilde, wenn sie irgendwo allein gewesen wären. Es war der kritische Augenblick, wo Güter sich abrundeten und sich mit Macht dehnten oder sich einzwängten und hart gegen den stießen, der sie zu hindern suchte.

Der „Henkesjan“ und der Bewesch hatten sich auf einen Artikel verbissen; keiner wollte loslassen. Der Bewesch saß in stoischer Ruhe und hatte die Pfeife mit dem Kopf nach unten im Mund; das hieß, daß er noch immer mit war; der Rufer kannte das Zeichen.

Der „Henkesjan“ flackerte unmerklich mit dem linken Augendeckel. Die Bewegung war nicht so fein, daß sie dem Bewesch entgangen wäre. Der Bewesch kannte seinen Mann.

Der „Henkesjan“ war im Ungewissen und suchte die Stube ab, während der Bewesch mit der größten Seelenruhe neben ihm saß und rauchte.

Der Preis wurde immer höher hinaufgeschraubt; es wurde ein Zweikampf in einer Totenstille. Der Rufer steigerte selbst. Immer wenn der „Henkesjan“ zwanzig Mark draufmachte, waren gleich zwanzig Mark mehr geboten.

Es war wie ein Lauf, in dem der „Henkesjan“ zuerst

den Atem verlor, weil er im Ungewissen tappte. Er machte eine Pause.

Zweitausend Mark! ein mal . . . . . zwei mal . . . .  
Der Rufer sah ihm in die Augen bis auf den Grund der Seele und lockte noch ein letztes Angebot heraus.

Zweitausend und fünfzig! sagte der „Henkesjan“ und wurde bleich wie der Tod.

Der Bewesch sah mit der umgekehrten Pfeife.

„Und fünfzig!“ sagte der Ausrufer.

Es war Grabesstille; alles horchte atemlos.

Es brauste dem „Henkesjan“ in den Ohren. Wieder stand der Rufer vor ihm wie die leibhaftige Versuchung.

Zweitausendeinhundert Mark! einmal . . . . . zwei-  
mal . . . . . er hielt den Stock in die Höhe.

Der „Henkesjan“ blickte mit aufeinander gebissenen Zähnen seitwärts.

„Nichts mehr?“

Ein letzter durchdringender Blick nach seiner Seite.

„Und fort!“ Der Stock fiel schwer auf den Boden.

„Für den Bewesch!“

Der Bewesch hatte ein unmerkliches Lächeln um die Mundwinkel. Der „Henkesjan“ sah nicht einmal nach ihm; er redete mit einem Ba . . . von einem andern Tisch, als ob die Sache ihn nichts mehr angehe. Er brachte es sogar fertig zu lächeln.

Nach Beendigung des aufregenden Kampfes, brachen von allen Seiten die Stimmen los, und es wurde ein wirres Durcheinander. Neue Humpen wurden während der kurzen Pause aufgefüllt, und der Rufer sprach mit den nächsten Bauern.

Dann nahm die Versteigerung ihren Fortgang. Peter Bichel behielt das „Apostelstück“ und den „Kagfels“. Der „Heng“ bekam den Galgenberg billig. Er zitterte vor Aufregung und warf sein Bierglas um, als er unter-

schreiben ging. Er wollte danach greifen und hätte beinahe den ganzen Tisch umgeworfen.

Zum Schluß kam noch ein schöner Artikel, die „Laach“, für die Bärnd Bichel Liebhaber war. Die Wiese stieg rasch im Preis, denn es waren viele Liebhaber da. Sie kam von zweitausend auf zweitausend fünfhundert und von zweitausend fünfhundert auf dreitausend und sie stieg weiter auf dreitausend fünfhundert. Und sie steigerten immer noch versteckt und offen mit. Da verlor Bärnd Bichel die Geduld und er richtete sich mitten im tiefsten Schweigen aufrecht empor und beherrschte die ganze Stube. Viertausend! . . . .

Keiner wagte mehr zu gebieten, und so behielt er den Artikel.

„Wenn er etwas will, ist nichts zu machen!“ flüsternten sie ringsum. Die Fremden, die da waren, sahen bewundernd auf den großen, starken Mann, der hier das Land mit Gewalt an sich riß, und die von Benzen waren stolz auf ihn, daß er einer von ihrem Dorfe war.

So wurde das Tillepetchesgut zerrissen wie ein lebendiger Körper. Stück um Stück.

Sie versuchten es auch mit dem Hause. Sie erzielten nicht einmal ein Angebot.

Über dem Nachhausegehen sagte Bärnd Bichel: „Wenn der alte „Tillepetchen“ das hier wüßte, er würde sich im Grabe umdrehen.“

**D**er Schnee lag hell auf den Koppeen, und die Niederungen waren voll violetter Schatten. An den Rändern der Wälder stand blaue Luft, und die Fernen glänzten unendlich weit. Derselbe blaue Himmel stand Tag für Tag über Benzen, das in der kalten Wintersonne glitzerte

und funkelte. Sie und da nur trieb der rauhe Nordwind weiße Wolkenflocken vorbei. Die Dreschmaschinen summten ihr metallenes Lied weithin über den gefrorenen Schnee, und der Staub stieg wolkgig aus den Scheunen empor und legte einen grauen Flaum auf den hellen Schnee der Dächer.

Auf Sylvester schlug das Wetter plötzlich um, und graue Dünste füllten die Luft. Gegen Abend fing es an zu schneien, und die Welt verdämmerte langsam hinter weißen Schleiern. Es wurde stille draußen wie in einem großen Totenreich. Die Geräusche wurden erst wieder lebendig, wenn sie plötzlich ins Haus polterten.

Auf Bichelhof saßen sie um den warmen Ofen. Die Flamme furrte und furrte, und die alte Wanduhr tickte in ihrem Kasten. Breite Schneeflocken glitten dicht am Fenster vorbei und hauchten gegen das Glas. Das alte Jahr schneite lautlos in ein neues hinüber. Sie hatten keine Lust zur Arbeit und hingen unbeschäftigt auf den Stühlen. Nur Anna Märtas spann. Sie spann an dem eintönig grauen Faden ihres Lebens, das aus Leid gewirkt war.

„In den Städten tanzen sie heute abend und sind lustig“, sagte die Margreth, die draußen in der Welt gewesen war und mußte, wie es dort zuging.

Die Bärb sah über den Kalender, in dem sie eben las, hinweg auf das Giebelfenster, wo die Lampe sich im Glas spiegelte. Es war ihr, als sähe sie dahinter große, hell erleuchtete Säle, in denen die Paare sich in Glanz und Freude drehten.

„Es ist um das Leid zu vergessen, das sie zu Hause lassen“, sagte Anna Märtas und steckte den leeren Rocken an das Spinnrad. Dann strich sie die weißen Bastfasern, die wie Flaum auf der blauen Schürze lagen, herunter.

Es wurde wieder ganz stille. Der Schnee tastete

an das Fenster wie weiße Geisterhände. Ein leiser Windzug zog seufzend durch eine Fensterpalte.

Sie hatten eine Scheu vor der Schwelternacht, wo die Zeit in die stille Ewigkeit sinkt und tiefe Wirbel zieht, aus denen die Geister heraufsteigen. Die Rede glitt, dem Gang der Gedanken folgend, auf die spuckhaften Schweltern geschichten, von denen sie die Köpfe voll hatten, und dann auf das Seltsame in Benzen, das sie vom Hörenjagen kannten oder aus persönlicher Erfahrung wissen wollten. Die Margreth spielte die Ungläubige. Sie hielt sich an das wirkliche Leben, das sie mit Händen greifen konnte.

„Auf jeden Fall ist das mit den „Traulichern“ richtig, jagte Joseph Bichel, denn die habe ich selbst gesehen. Es war an einem späten Herbstabend. Wir hatten uns bei der Apfellese im „Bongert“ verspätet, und als wir am „Kirfegt“ vorbeikamen, sahen wir die Flammen ganz deutlich umherspringen. Sie waren unten breit und rot und oben blau und spitz. In der Gegend der „Wibbelschsburen“ konnte es sein.“

„Ich glaube es nicht, so lange ich es nicht selbst gesehen habe“, sagte die Margreth.

„Dann glaubst du auch nicht, daß dort ein Reiter mit- samt seinem Pferd und seiner Rüstung versenkt ist, sagte die Bärb; deshalb heißt die Wiese noch heute der „Kirfegt“. Die Traulichter hatten ihn hineingelockt.“

„Es ist ja vieles Einbildung, was man so erzählt, sagte Bärnd Bichel, der aufmerksam zugehört hatte, und ich glaube nicht den hundertsten Teil davon. Aber es kommen doch seltsame Dinge auf der Welt vor, die schwer zu erklären sind. Ich erzähle euch jetzt eine Geschichte, die, so unglaublich sie auch klingt, doch sicher wahr ist. Wenigstens erzähle ich sie so, wie ich sie von meinem „Eim“ als Kind oft gehört habe. Und mein „Eim“ war keiner der log. Es war, als die Russen hier durchzogen, --

das mögen so an die achtzig Jahre sein — da hatten sie hier auf dem Hof eine Wagg, die heizen konnte: die „schwarze Kett“. Die Russen waren harte Leute, die sich aus der Kälte nichts machten; sie gruben sich des Nachts in die Misthaufen und schliefen im Freien, obschon es um diese Zeit arg fror. Es war eine schlimme Zeit für Benzgen, und viele hatten sich in die Schlegener „Gruochten“ versteckt, die heute die „Russengruochten“ heißen.

Mein „Ei'm“ hatte auch den Kopf verloren und wollte fort, wobei das Vieh arg gelitten hätte, aber die „schwarze Kett“ mußte ihn zu überreden, daß er blieb. Mein „Ei'm“ verging fast vor Angst, denn er hatte Haus und Hof zu versorgen, und jeden Abend sah man es am Himmel leuchten von den brennenden Häusern und Dörfern

Eines Morgens war er gerade dabei, Mist auszuführen, und er hatte die Pferde schon am Wagen und die Peitsche in der Hand, als ein Reitertrupp auf den Hof gesprengt kam. Sie redeten eine Sprache, die er nicht verstand. Aber er erfuhr doch bald, was sie von ihm wollten. Einer, der einen größeren Bart hatte als die andern und eine höhere Mütze auf dem Kopf, befahl etwas, und sofort stiegen zwei Soldaten von ihren Pferden und schirrtten ohne weiteres die Vorderpferde aus. Mein „Ei'm“ stand da und mußte weder Rat noch Tat, als die „schwarze Kett“ wie der Blitz aus den Ställen fuhr. Sie riß meinem „Ei'm“ die Peitsche aus der Hand und schlug mit dem umgekehrten Stiel auf die Räuber ein: „In drei Teufelsnamen, schert euch zu des Teufels Großmutter in die Hölle!“ schrie sie. Da rannten sie vom Hof, als habe der leidhaftige Teufel sie bei den Rockschößen. So behielt mein „Ei'm“ die Pferde. Nachher fragte er die „Kett“, wie sie den Mut gehabt hätte, so mit den fremden Soldaten umzuspringen. „Sie sind nicht schlimmer als der Teufel, gab sie zur Antwort, und den Teufel fürchte

ich nicht.“ Dabei lachte sie und zeigte die weißen Zähne. Sie hatte merkwürdig weiße Zähne.

Am folgenden Tag kam wieder ein Trupp auf den Hof, um Futter zu holen. Sie waren schon auf dem Boden, als die „schwarze Kett“ dazwischen kam. Wie sie da war, stieg sie aus dem Kuhstall, wo sie mistete, auf den Boden und rückte ihnen mit der dampfenden Mistgabel zu Leibe. Sie gaben sich nicht einmal die Zeit, über die Leiter zu klettern, sondern sprangen Hals über Kopf auf die Tenne, als sei der dreimal geschwänzte Teufel hinter ihnen drein. So behielt mein „Ei'm“ sein Heu und seinen Klee.

Die „schwarze Kett“ machte noch allerhand Absonderliches: so arbeitete sie z. B. für neun, wenn sie wollte. Da bekam mein „Ei'm“ Verdacht und stellte sie auf die Probe. „Kett! sagte er eines Tages, ich wette, daß du keine zehn Fuder Mist spreitest an einem Wintertag; das bringst du nicht fertig.“

„Wieviel gilt die Wette, Meister?“ fragte sie.

„Eine blanke Krone“, sagte mein „Ei'm“.

„Gut! sagte sie; es sei!“

Mein „Ei'm“ beobachtete sie. Sie blieb den ganzen Vormittag beim Haus.

Am Mittag sagte mein „Ei'm“: „Kett, du warst noch nicht fort den Mist spreiten?“

„Noch nicht, sagte sie; ich habe noch den halben Tag.“

Sie blieb auch den ganzen Nachmittag beim Hause.

Gegen Abend ging mein „Ei'm“ hinaus und sah nach dem Mist; er lag noch alle auf Haufen. Als er zurückkam, sagte er: „Kett, du hast den Mist nicht gespreitet; deine Krone ist verloren, denn der Tag ist um.“

„Meister! sagte sie, der Tag endigt erst mit der Mitternacht. Ehe der Hahn kräht, ist der Mist gespreitet.“

„Das ist nicht möglich, sagte mein „Ei'm“, du müßtest denn hexen können.“

„Dann kann ich hexen, Meister. Ich gewinne die Krone.“

„Am Morgen ging mein „Ei'm“ hinaus; der Mist war gespreitet.“

Hier machte Bärnd Bichel eine Pause.

„Wie war das möglich? Wie konnte das sein?“ fragten sie durcheinander.

„Mein „Ei'm“ hat steif und fest behauptet, daß sie hexen konnte. Als er sie morgens fragte, wie das zugegangen sei, lachte sie und sagte: „Wozu hätte ich denn alle meine neune?“

„Was will denn das heißen?“ fragte die Bärb.

„Das weiß keiner“, sagte Bärnd Bichel.

„Wie ging es denn nachher?“ fragte die Margreth.

„Mein „Ei'm“ gab ihr die Krone und schickte sie fort. „Es ist schade, sagte sie; Ihr wart ein guter Mann, und ich hätte Euch noch gerne geholfen. Aber, wenn Ihr es so wollt.“ Danach hat er nie mehr etwas von ihr gehört.

Ich habe euch die Geschichte erzählt, wie ich sie als Kind hundertmal von meinem „Ei'm“ gehört habe. Dann lagen wir Kinder in atemloser Spannung in der „Siddel“, während die Frauen die Spinnräder ruhen ließen und mein „Ei'm“ den frisch gerissenen Rienspan unfertig in der einen und das Messer in der andern Hand hielt. Ich habe das alles noch in der Erinnerung, als sei es erst gestern gewesen.“

Sie waren auf jenem Gebiet angelangt, wo die Phantasie für Unerklärtes eine groteske Geisterwelt schafft, über die man am Tage lacht und deren Spuck wir in der Nacht hilflos ausgeliefert sind.

„Es ist wie die Geschichte von der roten Traud im „Millewô“, sagte die Bärb. Es ist ja eigentlich dumm,

an derlei Dinge zu glauben; aber es ist doch auch etwas nicht geheuer auf der Mühle, wo in kurzer Zeit drei Leute ertrunken sind.“

Die ungewöhnlichen Ereignisse sind seltener auf den Dörfern als in den Städten und regen die Phantasie umso mehr auf und wirken um so nachhaltiger. Der Wechsel von Tag und Nacht, von Licht und Finsternis ist strenger dort durchgeführt als in den Städten, wo immer die Lichter brennen und die Menschen gehen, so daß die Geister keinen Spielraum haben. Darum sind die Bauern abergläubischer, und sie glauben an geheime Mächte, die unter der Vorsehung gehen und unabhängig von ihr und vom menschlichen Willen wirken und blind und erbarmungslos auf die Menschen schlagen.

An die Vorgänge auf der Haupeeschmühle anlehnd, sagte Bärnd Bichel: „Es gibt solche Häuser, von denen das Unglück nicht weicht. So gibt es zum Beispiel die Brandhäuser, in denen es immer wieder brennt, ohne daß einer dafür kann.“

„Ich habe auch von so einer Regel gehört, sagte der eine Knecht, daß immer drei sterben, wenn der Typhus in einem Hause ist.“

„Das habe ich allerdings schon erlebt, sagte die Margreth, in einem Hause, wo ich in Dienst war.“

„Es heißt ja auch, daß einer leicht stirbt, wenn er baut“, sagte die Bärb.

„Das Unglück kündigt sich überhaupt fast immer an, sagte Bärnd Bichel, wenn man nur besser aufpassen wollte. Es fällt einem meistens erst nachher bei.“

Gerade in dem Augenblick, wo das letzte Wort noch warm vom Sprechen war, klopfte es heftig an die Haustür.

„Jesus!“ fuhren sie erschrocken zusammen. Sie waren auf alles gefaßt, nur nicht auf das. Sie saßen kreide-

bleich mit zitternden Knien; und das Blut floß ihnen zum Herzen. Sie verloren eine Weile den Willen und die Beherrschung ihrer Nerven und Muskeln.

Da klopfte es zum zweiten Mal lauter und eindringlicher.

„Es muß einer aufmachen“, sagte Bärnd Bichel, der zuerst die Herrschaft über sich zurückgewann.

Joseph Bichel ging öffnen. Er ließ die Stubentüre offen, um das Licht im Rücken zu behalten. Er wußte ja nicht, was aus der Nacht zu ihnen kam.

Es wurde eine Minute tiefsten Schweigens.

„Wer ist da?“

„Der Knecht von Peter Bichel; ihr sollt gleich aufmachen.“

Sie hörten Frage und Antwort bis in die Stube.

Es muß ein Unglück sein, dachten sie: sonst käme er selbst.

Das Schloß schnappte zurück. Draußen regneten dichte Schneeflocken. Auf dem weißen Schnee zeichnete sich eine dunkle Gestalt. Es war der Kleinknecht von Peter Bichel. „Anna Märttes soll gleich hinunter kommen, wegen der „Märjänn“,“ sagte er.

Sie hörten in der offenen Stube, was gesagt wurde. „Es ist wegen der „Märjänn“,“ sagte die Bärb.

„Du mußt hinuntergehen, „Enn“,“ sagte Bärnd Bichel, der aufstand und unruhig hin und her ging; es war etwas, wo er nicht helfen konnte; deshalb war er ungeschlüssig und unruhig.

Anna Märttes schlug rasch ein warmes Tuch um die Schultern und ging mit dem Knecht. Wo das Leid auf der Welt ist, dachte sie, müssen wir Frauen dabei sein.

Die kalten Flocken wirbelten ihr um das heiße Gesicht. „Sind sie schon lang im Gange?“ fragte sie den Knecht.

„Ich glaube, es geht nicht gut“, antwortete er. Er war aufgereggt über das Ungewöhnliche des Geschehens.

Darauf ging sie schweigend neben dem Knecht. Ihre Augen gewöhnten sich an den Schnee, und es wurde eine weiche Helle um sie, in der sie die nächsten Gegenstände unterscheiden konnten. Da geschah ihr etwas Eigentümliches. Sie vergaß plötzlich die Sorge, die sich zuerst so gewaltsam vorgedrängt hatte, und sie dachte nur mehr an den Satz, den die Margreth am Abend gesagt hatte: In den Städten tanzen sie heute Abend und sind lustig. Sie wurde der Gedanken nicht mehr los; er stieß um sie wie ein Falter, der in einen Lichtkreis gebannt ist.

So gingen sie durch das Zwielicht der Schneenacht.

Auf dem Bichelhof ging alles durcheinander. Bärnd Bichel trieb sie in die Betten, damit sie ausgeruht wären, wenn man sie bräuchte, und damit es stille wurde, auf daß nichts die Ereignisse störte, die kamen und ihren Gang nahmen. Bald lag der Bichelhof stille in tiefer Nacht. Nur aus einem Zimmer leuchteten die Lichtleitern der geschlossenen Läden. Bärnd Bichel blieb auf und wachte über Haus und Hof in der kritischen Stunde, wo das Schicksal vorbeiging und die Lose über den Bichelhof schüttelte. Er ging noch lange in dem großen Raume auf und nieder, als alles stille geworden war. Die Einsamkeit brauste um ihn. Die Gegenstände des Zimmers belebten sich mit Erinnerungen an die Vergangenheit des Bichelhauses. Aus allen Ecken und Fugen traten die alten Bichel in altmodischer Haltung mit ernstern, forschenden Gesichtern. Noch nie hatte er so unmittelbar das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber den Alten gehabt, die tot waren. Es war wie eine große Halluzination. Sie hatten alle das eine Wort im Munde: „Handle nach der Vernunft, sonst büßen, die nach dir kommen!“

Der Schuldfleck in der Familie der Bichel dehnte sich und wuchs wie Öl über dem Wasser.

Ein Windzug stöhnte durch Fenster und Tür. Die Uhr schlug unten im Hause Mitternacht.

Habe ich Unrecht getan? war die bange Frage, die glutheiß in dem alten Bichel brannte und mit einem Angstgefühl in ihm aufstieg.

Da kniete er auf seinen Betstuhl und betete:

„Aus der Tiefe habe ich zu dir gerufen, Herr, erhöre meine Stimme und laß dein Ohr merken auf die Stimme meines Flehens!

„Wenn du Acht haben willst auf unsere Missetaten, Herr, o Herr, wer wird das können ertragen!

„Meine Seele hat sich auf des Herrn Wort verlassen, auf den Herrn hat meine Seele gehofft;

„Von der Morgenwache an bis in die Nacht soll Israel voll auf den Herrn vertrauen!

„Denn beim Herrn ist Barmherzigkeit und bei ihm ist überreiche Erlösung.“

So demütigte sich der alte Bichel in der Einsamkeit der Nacht vor Gott.

**E**s ging nicht mit der „Märjänn“; es wollte nicht gehen. Sie riefen auch noch die alte „Marei-Kett“. Was die alte „Marei-Kett“ nicht wußte, wußte keine in Benzen. Sie war alt und runzlich geworden vom Wissen um das Leid. Die von Benzen hatten ein abergläubisches Zutrauen zu ihr, weil sie das Leben gezwungen hatte. Sie war die älteste Frau im Dorfe und seit ihren jungen Jahren Witfrau mit einer Reihe von Kindern, die sie allein groß gezogen hatte. Sie wußte alle alten Gebräuche des Dorfes: wie es zugeht bei Geburten und

Heiraten und Sterbefällen. Sie wusch die Kinder bei der Geburt und die Leichen auf der Bahre. Und sie verschloß den jungen Paaren die Haustür, daß sie sich mit Geld den Eintritt ins Haus erkaufen mußten, wenn sie eine junge Familie gründeten. Sie war Gemeingut des Dorfes geworden.

Die alte „Marei-Kett“ wußte auch keinen Rat. Die Hebamme, die den Kopf verlor, riet zum Arzt.

Der Knecht lief zurück auf den Bichelhof und trieb sie aus dem Schlaf. Das ganze Haus machte auf, und die Tiere in den Ställen wurden unruhig, als zu ungewohnter Stunde die Lichter gingen.

Bärnd Bichel, der sich schlafen gelegt hatte, blieb liegen. Wozu sollte er auch hinuntergehen? Die Männer waren bei solchen Gelegenheiten nur hinderlich mit ihrer plumphen Unbeholfenheit. „Wenn es schlimm gehen sollte, kommt ihr mich rufen“, sagte er dem Joseph Bichel durch die verschlossene Tür, als dieser das Rutschengeschirr vom Speicher heruntertrug.

Es muß nicht gut gehen, dachte die Bärb, weil sie den Arzt holen. Sie war von den Geräuschen wach geworden und konnte nicht mehr schlafen. Zum ersten Mal dachte sie über das Frauenlos auf der Welt und über ihr Los nach. Und sie dachte zum ersten Mal, daß das Leben, das in den Ställen wurde, dasselbe wie bei den Menschen war, und daß es in Noth und Qual aufging. Sie wollte nichts damit zu schaffen haben und sie zog die Decke fester um ihre Mädchenglieder, wie um sich zu schützen. Dann erschrak sie, weil sie an ihren Leib dachte. Sie griff nach dem Rosenkranz, der unter dem Kopfkissen lag, und küßte das kalte, harte Kreuz. Das aufgehende Leben erschreckte sie wie eine blutige Sonne.

Joseph Bichel war in großer Aufregung. Er hatte alle Mäßigung verloren und schlug unbarmherzig auf den

Braunen, der sein Liebling war. Die Bäume flogen an ihm vorbei. Der Braune dampfte, und der Dunst stieg rot in den Lichtkegel der Rutschenlaternen, der geisterhaft auf der weißen Schneedecke vorwärts spielte. Wenn er zu spät käme! war seine große Sorge. Und er dachte immer zurück an den kleinen Punkt, wo das Licht in der dunklen Nacht brannte und wo sie angstvoll auf seine Rückkehr warteten.

Er empfand in der großen Nacht, durch die er galoppierte, zum ersten Mal, daß es Leid und Sorge sind, die den Menschen an einen festen Punkt auf der Erde binden, der seine Heimat wird. ....

Sie hatten das Kind, ehe der Arzt kam. Es war noch gut gegangen, besser als sie alle geglaubt hatten. Peter Bichel stand am Bett und hielt seiner Frau die Hand, in der leise der Pulsschlag ging. Es war eine Zärtlichkeit vor Fremden und ein äußeres Zeichen seiner Liebe. Es war nicht die Sitte der Bichel, die mit ihren Gefühlen zurückhielten, deshalb tat es seiner Frau doppelt wohl.

Die Hebamme rusch das Kind und lobte es über die Maßen. Die Mutter empfand das Lob wie Musik, und eine Wohllichkeit rann ihr durch die Adern wie starker Wein.

Es war ein Mädchen, alle Glieder waren gesund; zuletzt hob die Hebamme bedächtig die geschlossenen Augendeckel. Da erschrak sie; es war kein Stern in den Augen. Sie sah noch einmal genau hin; die Augen waren trübe ohne Stern. Da rief sie in der Aufregung die „Marei-Rett“ und flüsterte ihr zu, daß das Kind blind sei. Die „Marei-Rett“ würgte noch gerade ein erschrecktes „Jesjes!“ hinunter, dann lief sie kopflos aus dem Zimmer. Draußen überkam das Weinen sie. Die arme „Märjänn“,

die ein so gutes Menschenkind war! Mußte das der geschehen! Sie wischte sich die Augen mit dem Zipfel der Schürze. Die alte „Marei-Kett“ mußte aus Erfahrung, daß die Kinder das größte Leid sind. Sie lief hin und her, und es wurde nichts mehr mit der Arbeit; sie machte alles verkehrt. Anna Märttes, die in der Küche schaffte, sah es und fragte, was sie denn hätte, daß sie so durcheinander war. Da platzte sie heraus: „Das Kind ist blind!“

Anna Märttes hatte gerade ein paar Tassen in der Hand, die fielen und klirrend brachen. Die Knie wankten unter ihr, und sie mußte sich auf die Holzkiste setzen, bei der sie stand. Das Haus, das soeben voll Leben und Freude war, wurde still wie ein Totenhaus. Nur die Flamme brannte knisternd und wuchs aus dürrer Reisig heraus und wurde helle Lohe. Sie leuchtete in die entgeisterten Gesichter der beiden Frauen, die stumm vor Leid waren.

Nach einer Weile stand Anna Märttes auf; sie hatte alle Glieder wie gebrochen. Sie ging trotzdem ins Zimmer und sprach leise mit der Hebamme, als ob nichts wäre. Die „Märjänn“ durfte noch nichts wissen.

Während sie drinnen hantierte, kam der Arzt. Er war in einen großen Pelzmantel gehüllt, auf dem die losen Schneeflocken lagen. Es war ein alter Landarzt, der den ausgesprochenen Dialekt der Moselaner sprach. Er war mehr der Freund seiner Kunden als ihr Arzt. Auf den Verdienst war er längst nicht mehr angewiesen, denn seine Weinberge brachten ihm mehr ein als seine Praxis. Er ließ sich das Kind und die Mutter zeigen und fand, daß beide wohl waren. Er freute sich darüber und schüttelte Peter Bichel die Hand: „Das hier darf nur der Anfang sein“, sagte er spassend.

Anna Märttes ging mit ihm hinaus bis zu seinem

Wagen. Als er einstieg fragte sie ihn: „Wenn ein Kind blind geboren ist, ist da nicht zu helfen?“

Der Arzt erschrak: „Das Kind wird doch nicht —

„Es ist blind!“ fiel sie ihm in die Rede.

Da wollte er heraus und wieder hinein um zu sehen. Sie hielt ihn zurück: „Die Mutter darf es nicht wissen, sagte sie. Ich wollte bloß fragen, ob da nichts zu machen sei.“

„Meine liebe Frau, sagte der Arzt, da kann nur Gott helfen!“

„Das wollte ich nur wissen“, sagte Anna Märttes.

Der Arzt fuhr fort und ließ sie hilflos in der Nacht stehen. Das Licht aus dem hell erleuchteten Hause floß auf den Schnee, der sich wie ein großes Totenkleid über die Welt spannte.

Anna Märttes kam spät in der Nacht auf den Bichelhof. Als sie ins Zimmer trat, wurde Bärnd Bichel wach vom Geräusch.

„Wie ist es gegangen?“ fragte er.

„Es ist gut gegangen, sagte sie; das Kind und die Mutter sind gesund.“

„Gott sei Dank! sagte er. Ich habe eine Unruhe ausgestanden sondergleichen. — Ist es ein Knabe oder ein Mädchen?“

„Ein Mädchen.“

Als Anna Märttes im Bett lag und es ganz dunkel geworden war, so daß sie nichts mehr sah, als die Lichtflecken, die sie noch in den Augen hatte, sagte sie: „Bärnd, ich habe dir etwas verschwiegen.“

„Was denn?“ fragte er, und die Unruhe kam wieder über ihn.

„Das Kind ist blind geboren.“

„Ist blind? sagst du!“

„Ja!“

Anna Märtens hörte wie Bärnd Wichel sich im Bett aufrechtete. Es war stille im Zimmer, nur die Uhr tickte ihr immer — immer!

Das dauerte eine Weile, dann sagte er: „Es ist unsere Schuld!“

**B**ärnd Wichel hatte eine schlechte Nacht. Erst als die Hähne krächten, fiel er in einen unruhigen Schlaf. Bei Tagesgrauen wurde er schon wieder durch lautes Klopfen an die Kammertür geweckt. Die Mädchen, die vom Speicher gingen, wünschten ihm durch die verschlossene Tür ein frohes Neujahr, lang zu leben, selig zu sterben und eine Krone im Himmel. Er wußte im ersten Augenblick nicht, wo er dran war. Er hatte geträumt: über die Straße zog eine endlose Schar blinder Kinder. Sie kamen aus dem alten Schloß von Schlenen aus den leeren Fensterhöhlen gestiegen und zogen den Berg herauf und bildeten einen Kreis um ihn und sangen eine klagende Weise, die sich ewig wiederholte und einfach und groß war wie ihr Leid:

„Wir sind die blinden Kinder,  
Wir suchen nach dem Licht;  
O sagt, wo ist, wo ist das Licht  
Uns blinden, armen Kindern!“

Er hatte den Sang noch in den Ohren und er hob den Kopf aus den Rissen, um hinauszuhören.

Draußen waren nur die gewohnten Geräusche in den Ställen. Der Morgen graute durch die Fenster, auf denen ein weißes Polster von Schnee lag. Der erste Tag des neuen Jahres dämmerte langsam herauf. Die Gescheh-

nisse der Nacht rühten aus dem verschwommenen Dunst nächtlicher Phantasie in das nüchterne Tageslicht und in den engen Kreis der Wirklichkeit.

Während Bärnd Bichel sich ankleidete, erwachte auch Anna Märtles. Sie wünschte ihm nach der Gewohnheit ein glückliches Neujahr.

„Es ist nötig, sagte er, wenn das Unglück mit einem Fuß im Hause steht.“

Sie sprachen über das Vorgefallene, das sich wie etwas Fremdes, Feindliches zwischen sie gedrängt hatte und drohende Schatten auf die Zukunft warf.

Als Bärnd Bichel fertig angekleidet war, brannte er seine Morgenpeife an und ging in die Ställe. „Bleib noch liegen, sagte er zu seiner Frau; du hast Ruhe nötig.“

In den Ställen misteten sie und kämmten an den Pferden. Als Bärnd Bichel hinein kam, strömte ihm ein heißend scharfer Ammoniakgeruch entgegen, der ihm das Wasser in die Augen trieb. Die Pferde fraßen an der Raufe und zogen die Halfterketten polternd durch die Holzmulden. Dazwischen schürfte das monotone Krachen der Kämme. Die vertrauten Geräusche des beginnenden Tages brachten den alten Bichel wieder in das breit ausgetretene Geleise der Gewohnheit. Die Freude am Wesen, die neu in ihm aufstieg, siegte über die Sorge um die Menschen. Es gab ja fast in jedem Haus ein Kind, auf welches das Böse, das im Blute war, sich entlud. Sie waren das Familienkreuz; man konnte sogar sagen, daß es etwas Gutes war, das die Familie zusammenhielt, weil sie alle daran trugen. Wenn sonst der Hof gut ging, konnte man es verwinden. Und übrigens, wer vor Geschehenem kopfhängerisch stand, verlor sein Leben. Er nahm sich vor, sie alle noch fester an den Boden zu binden, damit das Unglück sie nicht fortriß.

Als es Tag wurde und er aus dem Stall ging, schien

das volle Licht in ein Gesicht, das aus Stein gemeißelt schien und das der Ausdruck eines unbeugsamen Willens war. Bärnd Bichel war Herr über die Ereignisse geworden.

Am Nachmittag ging er hinunter; es war ein Gang, den er nicht gern tat, aber es war ein Pflichtgang, den er tun mußte.

Der Schnee, der in der Nacht gefallen war, hatte alle Grenzen vermischt. Die Landschaft dehnte sich weit und weiß mit wenigen Ruhepunkten: das waren die Bäume, die schwarz emporragten. Die Welt stand im Einklang mit dem Seelenzustand des alten Bichel: alles kleine tauchte unter, und es standen nur die großen Sorgen; die standen starr wie die Bäume über dem Schnee.

Peter Bichel sägte Holz im Schuppen, als Bärnd Bichel auf den Hof kam. Es war schönes, weißes Buchenscheitholz, das glänzte. Die Säge schnarrte, und das Sägemehl lag unter dem Schnitt auf einem weißen, weißen Haufen.

„Sägst du Holz?“ fragte Bärnd Bichel, blos um etwas zu sagen.

„Wie Sie sehen.“

Nach einer kleinen Pause, in welcher er seine Worte zusammensetzte, sagte der alte Bichel: „Wir hatten kein Glück mit dem Kind.“

„Nein“, sagte Peter Bichel, und sonst nichts. Das Wasser quoll ihm in die Augen. Er sagte nichts, sonst wären die Tränen herausgebrochen.

Er setzte die Säge neu an, und das rote Sägemehl der Rinde flog hin und her.

„Es ist aber nichts zu ändern, fuhr Bärnd Bichel fort. Du könntest übrigens noch größeres Unglück haben; du könntest verbrennen oder den Hof verlieren.“

Peter Bichel sagte kein Wort; er dachte auch nicht darüber nach, welches das größte Unglück wäre. Er sagte. Seine Hände waren blau vor Kälte. Ein Splitter rieb an der Säge und schrillte, daß es die Ohren zerriß. Er ließ ihn. Das physische Unbehagen tat ihm wohl, es betäubte das Leid, das in ihm war.

Bärnd Bichel trippelte noch einmal hin und her und wollte noch etwas sagen. Er sagte es nicht, sondern er ging. Er fürchtete auch, ihm die Demütigung anzutun, daß er ihn weinen sah. Dafür mußte einer allein gelassen werden. Und er dachte: Er ist ein Bichel; die sind stark genug, um mit sich allein fertig zu werden. Und er ging langsam auf das Haus zu.

Die „Märjänn“ lag unten im Geschoß. Die Bichel legten ihre Frauen, so lange sie jung waren und kleine Kinder hatten, ins Erdgeschoß wegen der Wiege, die sie leichter aus der Kammer in die Stube brachten. Es war ein Geruch von Carbol in dem Zimmer, das überheizt war. Auf dem Ofen kochte Wasser und dampfte. Auf dem Nachttisch standen Gläser und Fläschchen. Das Bettzeug war schneeweiß und hatte einen frischen Leinenduft. Neben dem Bett stand die neue Wiege, die Peter Bichel für die jungen Bichel gekauft hatte. Die „Märjänn“ hatte das Kind bei sich im Bett; sie hatte rot verweinte, gequollene Augen.

Bärnd Bichel ging auf sie zu und reichte ihr die Hand. Da fing sie an, laut zu schluchzen.

Bärnd Bichel ging auf und ab, bis der Sturm sich gelegt hatte. Er hielt die Hände über den Rücken gekreuzt; das tat er immer, wenn er in einer Verlegenheit war, aus der er nur schwer herauskam.

Die Diele knarrten unter seinen schweren Sohlen. Im Stall, der nebenan war, rumorten die Kühe; man hörte das Klirren der Ketten.

„Es macht dir vielleicht mehr Freude, als wenn es lebend wäre“, sagte er.

„Es ist nicht wegen meiner, stieß sie hervor; es ist, weil ich ihm nur das geben konnte.“

Wieder setzte das laute Schluchzen ein; die letzten Worte waren schon darin erstickt.

„Es ist ja deine Schuld nicht“, tröstete er. Er stellte sich gegen den Ofen, um die Hände zu wärmen, die er glühend heiß hatte. Gegenüber an der Wand hing ein Kreuzifix, darunter ein vergilbtes Porträt von den Eltern der „Märjänn“, die jung gestorben waren. Das war der Anfang der Schuld. Es regte sich in ihm ein Ärger gegen den Bruder, der tot war.

„Ich gäbe mein Leben gerne hin, wenn das hier nicht geschehen wäre!“ sagte die „Märjänn“ jetzt mutlos und wandte den Kopf zur Mauer.

In dem Augenblick ging die Tür auf, und Peter Bichel kam herein. Er brachte einen Arm voll Holz und legte ein trotz der Hitze.

„Sie fürchtet, du hast sie nicht mehr gern, sagte der alte Bichel, als Peter vom Boden aufstand, wo er gekniet hatte.

Da sah sie mit unendlicher Angst zu ihrem Mann herüber.

Er sagte zuerst kein Wort und blickte sie lange an; dann sagte er: „Wir müssen unser Leid zusammen tragen; es bleibt uns sonst nichts übrig.“

„Komm, gib mir deine Hand!“ sagte sie. Sie reichte ihm ihren müden Arm weit über den Rand des Bettes entgegen.

Da legte er seine harte Hand hinein.

Bärnd Bichel war Zeuge, wie das Leid die beiden aneinanderkettete fürs Leben. Es stieg ihm etwas heiß

in den Hals, das er hinunterwürgte. Er krampfte die Finger ineinander, um die Bewegung zu meistern.

Nach einer Weile sagte er: „Das beste Trostmittel ist die Zeit; die Zeit und auch die Arbeit. Die Arbeit schützt uns oft im Leben vor der Verzweiflung.“

**E**s war im Hochsommer, und ein glutheißer Julitag ging zur Neige. Die Welt lag wie ein Riesenkörper, der nach einer großen Anstrengung ruht. Die Luft war voll von dem aufgewirbelten Staub des Tages, der über den Rand der Wälder emporstieg und sich wie ein bleierner Kranz um den Horizont legte. In den hohlen Dorfstraßen brannten scharfe Dünste, die aus den überhitzten Mistgruben emporstiegen. Menschen und Tiere, die aneinander vorbeigingen, ließen Schwaden von sadem Schweißgeruch hinter sich zurück.

Bärnd Bichel war müde von der Arbeit. Die Freudigkeit war vom Bichelhof gewichen; die Freudigkeit, die der Sonnenschein der Arbeit war. Seine Muskeln zitterten, und seine Füße waren schwer wie Blei und brannten. Er zündete seine Pfeife an und ging in den Garten, der sich hinter dem Hause sanft bergan zog. Er wollte sich ein wenig ausruhen und nach dem Wetter sehen, das am folgenden Tag würde.

Es war schwül, und kein Tau an den Gräsern. Die Luft war schwer. Es roch nach Lauch und Zwiebeln. An den Bienenstöcken hingen schwarze Klumpen von Bienen. Aus den Fluglöchern strömte der ätzende Geruch von gärendem Blütenstaub. Von den nahen Feldern flutete der süßliche Duft des reifenden Kornes über die niedrige Weißdornhecke. Es war ein riesiger Gärungsprozeß in der Welt, aus dem überreich das Leben quoll.

Mitten im Garten ragte einsam stolz ein Wachholder-

baum mit zusammengerafften Ästen. Es war etwas Herbes, Unnahbares in seiner Form, das dem alten Bichel wohlthat. Die blauen Beeren des Baumes waren die einzige Arznei, die er während seines langen Lebens zu sich genommen hatte. Die bitteren Kerne waren gesund für den Magen, den sie zur Tätigkeit reizten. Er blieb stehen und zerquetschte eine Beere zwischen den Fingern und tat sie in den Mund. Die kleine, bittere Frucht wurde ihm zum Symbol. Das Bittere im Leben war gut für starke Menschen, die es gegen die Welt und das Schicksal trieb, daß sie es meisterten. Bärnd Bichel ließ sich nicht unternehmen, noch nicht, morbleu! Noch nie war die Ernte so reich ausgefallen wie heuer, und Peter Bichel vergaß über der Arbeit sein Unglück und führte sein Wesen besser als je. Sie hielten sich oben trotz allem. Er lachte fast über die Müdigkeit, die er wieder in sich verspürte. Er fühlte die Kraft aus dem Boden in sich steigen. Rings umwehte und umwogte ihn der starke Geruch aus der Erde, die sein Element war, und er trockte dem Leben wie ein Jugendlicher.

Von irgendwoher da draußen, wo die Nacht anfing, strömte es kalt und unfreundlich zu den Häusern der Menschen. Der ewige Kampf zwischen Licht und Finsternis begann. Die großen, dunklen Gewalten, die das Licht am Tage gefangen hielt, stiegen aus den Talmulden herauf und warfen gewaltige Schatten über das Leben. Die sichere Welt versank im ungewissen Dämmer.

Als Bärnd Bichel aus dem Garten ging, fiel sein Blick auf das Dach des Backhauses. Dort saß eine riesige Katze und starrte ihn mit zwei hellen Augen an. Er erschrak und dachte an ein Unglück, dann mußte er lachen. Es war gar keine Katze; es war die Silhouette des Schornsteins, dessen Metalldeckel an zwei Stellen vom Rost durchfressen war. Die hellen Punkte leuchteten

wie Augen. Er blieb stehen und sah belustigt genauer hin. Und wieder kamen die Umrisse der Kage hervor mit dem krummen Buckel und dem dreieckigen Kopf und den Augen, die ihn anstierten. . . .

Die Landstraße, auf der am Tage geräuschvoll das Leben floß, lag lautlos mit mattem Schimmer vor Benzen. Ein Reh, das den Wald wechselte, ging oberhalb des Bichelhofes über die Chaussee und verschwand hinter den hohen Halmen eines Weizenfeldes. In der „Hüsch!“ krächzte verspätet ein Kabe, den ein böser Traum oder das schlechte Gewissen aus dem Schlaf gescheucht hatte. Weit drüben im Preußischen rollte eine Bahn. Ein paar Kinder, die Garben von Feldblumen in den Armen hielten, knieten vor der offenen Kapelle der Bichel und beteten laut ihr Abendgebet. Die Welt war stille und voll sanftem Dämmer bis weithin an die Wälder, die rings den Horizont säumten, und das Bild der Heimat spiegelte sich in den Kinderseelen wie in einem stillen Weiher: grundlos tief. Hindurch schimmerte das Bild der Gottesmutter mit dem Sternenkranz, die alle Bitten der Kleinen erhört, wenn sie brav sind. Sie beteten für ihre kleinen Anliegen, und die Worte hallten über die stille Flur und suchten den Weg zu den Sternen, die anfangen zu leuchten. Sie beteten auch für die kleine Anna Bichel, daß sie nicht mehr blind wäre und die Blumen sähe, denn sie meinten, es sei ein großes Leid, wenn einer im Sommer die Blumen nicht sah.

Dann standen sie auf; die Sträuße in ihren Armen waren welk und schwer geworden. Sie mußten nicht recht, was sie damit anfangen sollten, so viele waren es. Da warfen sie all die blühenden Dinger über das Gitter in die Kapelle hinein und sprangen fort.

Durch das sinkende Dunkel zogen die Johannismwürm-

chen mit ihren Lichtern. Aus dem Pferdestall, der wegen der Hitze offen stand, drangen die Klänge von einem Lied, das Joseph Bichel sang:

„Wandern, ach wandern, weit in die Fern,  
Wandern, ach wandern tu ich so gern . . .

Dann verstummte auch der Gesang. Eine Grille zirpte irgendwo am Weg. Durch den Himmel zuckte blaues Wetterleuchten. Die Sterne stiegen auf, und dann kam die kurze Sommernacht, die leicht wie ein Traum war.

Es war gegen zehn Uhr am andern Morgen. Die Sonne brannte die Haut auf den Knochen wund. Die kleinen, grauen Stechmücken stachen durch die Kleider. Kein Lüftchen regte sich. Die Hitze war unerträglich. Eine blendende Helle, die den Augen wehe tat, lag auf den Wegen.

„Wir bekommen heute Gewitter“, rief Peter Bichel, der mit einem leeren Wagen am Bichelhof vorüberfuhr, dem alten Bichel zu. Seine Pferde waren naß von Schweiß am leeren Wagen. Das Getier setzte ihnen arg zu; es flog in grauen Schwärmen um sie herum.

Die Bichel arbeiteten an zwei verschiedenen Stellen: auf den „Sielen“ und im „Kirfegt“. Es war ihr Rest. Wenn sie den noch gut einbrachten, hatten sie die ganze Ernte ohne einen Tropfen Regen unter Dach.

Die Mädchen waren auf den „Sielen“ im Alee. Die „Sielen“ waren ein Teil des Bannes, der rittlings auf der Höhe zwischen Schlen und „Wöbäch“ lag. Die Wärb trug ein eng anliegendes, helles Kleid, das ihr „taille“ machte. Zum Schutz gegen die Sonne hatte sie auf dem Kopf die weiße „Halotto“, die an der Mosel üblich war. Die Margreth hatte ein leichtes, schwarzes Kleid, das tief ausgeschnitten war. Sie hatte nach der Sitte der Sauer-

mädchen ein farbiges Tuch um den Kopf. Gesicht und Hals und Arme waren von der Sonne gebräunt.

Der „weiße Klee“ hing in dichten Klumpen und verarbeitete sich schlecht. Die glatten Stiele der Gabeln drehten sich in den schweißnassen Händen. Die Bärb hatte zwischen den Fingern große Blasen, die platzten. Sie biß die Zähne aufeinander und riß die Hautfetzen ab. Der heiðende Schweiß rann ihr an den Fingern herunter in das wunde Fleisch. Die Margreth hatte einen Kleestrunk im Mund, an dem sie kaute, um Speichel auf der Zunge zu behalten. Sie half mit den Füßen und mit dem ganzen Körper nach, der sich elastisch auswärts bog. Der Schweiß rann ihr in zwei schmutzigen Furchen von den Schläfen aus dem dicken Haar und tropfte vom Kinn. Und er floß von der Stirne in die Augen und in die Mundwinkel.

Die Sonne schien unbarmherzig auf sie nieder. Feiner Staub stieg auf und setzte sich beißend in der Kehle fest. Der starke Duft des Futters betäubte sie und gab ihnen das Gefühl von Leere im Magen und von Schwindel. Die Augen im Kopf taten ihnen weh.

Sie arbeiteten wortlos, um keine Kraft zu verlieren; sie arbeiteten nur und hatten keinen Gedanken als den, vor Mittag fertig zu sein.

Zu ihren Füßen lag das offene Schlegental mit seinen flimmernden Dörfern, deren Dächer glänzten. Neben der Kirche von Schlegten stiegen die blendend weißen Mauern der Blindenanstalt massig empor und erdrückten die anliegenden Bauernhäuser. Unten im Wiesengrund lag das Heu weithin zum Trocknen ausgebreitet. Der Dunst aus den Wiesen stieg zitternd aufwärts zu all dem Dunst, der schon oben war. Weithin im Süden, wo die Schleg im Bogen aus den Kalksteinbrüchen von Reimel brach, stakelten sich die Äcker übereinander und

stiegen bis an den fernen Horizont empor. Das ganze Tal war voll heller Lichtblitze, die von den Stahlgabeln auffuhren. Es drang ein konfuscr Lärm von unten herauf zur Höhe. Aus Dunst und Blut stieg die Arbeit der Bauern empor. . . . .

Der Bichelhof lag flimmernd in der heißen Sonne. Aus den offenen Fenstern hingen die blaurot karierten Federbetten und dampften und schwellen auf vor Blut. Das Leben war vom Hof weggebrannt. Die Sauche brodelte in der Senkgrube, und aus den Misthaufen stiegen ganze Schwärme von Mücken. Die Hühner lauschten sich im Schatten, und das Vieh litt in den offenen Ställen. Nur die Rauchschwalben flogen zum Schornstein aus und ein und warfen sich mit einem langen, frohen Schrei in die Lüfte.

Bärnd Bichel rüttelte in der Tenne den Staub aus dem Heu, das er den Pferden in die Kaufe gab. Er hatte die schwarze Seidenmütze wegen der Hitze rückwärts geschoben und stand in Hemd und Hose. Die Träger hatte er an einer Seite heruntergelassen, um die Schulter frei zu haben für die Arbeit. Aus der Tasche hing ein Zipfel des großen, blauroten Taschentuches, mit dem er sich von Zeit zu Zeit das Gesicht wischte. Die Arbeit und mehr noch die Ungeduld hatten ihn in den Schweiß getrieben. Es fehlte ein Mann bei der Arbeit, auf den sie gezählt hatten, um fertig zu werden, und das brachte ihn in Harnisch.

„Dieser Lump von „Zuckelstid!“ sagte er halbblut und redete sich in einen Ärger hinein. „Der Branntwein, der Branntwein!“ Und er schlug fester mit der Gabel ins Heu, daß die Halme flogen.

Da fing der „Bello“, der in der „Manège“ der Länge nach ausgestreckt lag, zu knurren an und horchte mit dem

einen Ohr, das er spitzte, nach dem Hofstor. Zugleich blinzelte er mit dem einen Auge nach der Straße, von der unregelmäßige Schritte und abgerissene Worte klangen. Bald erkannte er den „Zuckelstid“ und fand es nicht mehr der Mühe wert, sich mit ihm abzugeben.

Der „Zuckelstid“ torkelte betrunken auf den Hof und schwenkte auf die „Manège“ zu. Auf einmal wurde er stutzig und blieb stehen und suchte angestrengt mit den Augen, indem er die Stirne kraus zog. Er sah eine ganze Menge Wege vor sich. „Der in der Mitte muß der richtige sein“, überlegte er und fuhr mit dem Zeigefinger an die Stirn, um den Gedanken, die sich in seinem Kopf kugelten, auf die Beine zu helfen. Er machte einige unsichere Schritte, dann blieb er wieder stehen. „Es soll keiner mich einen Knuffian schimpfen, ich bin kein Knuffian“, stritt er mit sich selber. Dabei machte er die komischsten Mundverrenkungen, um das Wort heraus zu bekommen. Dann suchte er wieder seinen Weg aus den vielen Wegen, die immer wieder auseinander strebten und in eins zusammenliefen. Er brachte mühsam ein Bein vor das andere und ging im Zickzack, aber er kam immer wieder auf die Mitte, die er fest in den Augen hielt.

Bärnd Wichel sah ihm ärgerlich entgegen. Der arbeitet heute nicht mehr, war sein erster, unwilliger Gedanke.

Der „Bello“, der in den unberechenbaren Bewegungen des Betrunkenen eine Leibesgefahr ahnte, fing wieder zu knurren an, als der „Tid“ auf ihn aufsteuerte. „Ruhig Männchen! sagte dieser. Ich bin der „Zuckelstid“; den brauchst du nicht zu fürchten.“ Und er schlug heimelnd mit den Händen auf die Kniee. „Aber du darfst mich nicht so scheel ansehen; ich bin kein Knuffian, sag ich dir.“ Er turnte wie ein Seiltänzer, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, schließlich verlor er es doch. Es riß ihn heimtückisch hinterrücks, und instinktiv lief er vor,

um sich zu schützen. Beinahe hätte er den „Bollo“ überannt, der noch gerade zur rechten Zeit aufsprang und zähnefletschend bei Seite stand.

Schon war die Gefahr vorüber, und die Welle, die den „Zuckelstid“ vorwärts getragen, warf ihn wieder zurück. Er rannte mit solcher Wucht gegen die Mauer, daß ihm der Hut vom Kopfe flog. „Die ist fest“, sagte er, sie betrachtend, und befühlte sich die Glaze, wo aus einer leichten Schramme das Blut floß. Dann hob er mühsam den Hut auf und wischte ihn sorgfältig mit dem Ärmel ab. „Sonst wettet die Zuckelsmadam“, sagte er und zog in tiefem Ernst die Stirne kraus.

Bärnd Bichel hatte dem ganzen Vorgang zugeesehen. Wenn es nicht so unendlich traurig gewesen wäre, es wäre zum Lachen gewesen. Er schüttelte den Kopf. „Je! Je!“ sagte er halb laut.

Als der „Zuckelstid“ den Hut mit zwei Händen aufgesetzt hatte, wie es sich paßte, turnte er auf die Scheune zu. Er hielt wieder auf das mittlere Tor und kam glücklich durch. „Guten Morgen, Herr Bichel!“ grüßte er und versuchte stramm zu stehen.

„Guten Morgen, Tid!“ antwortete Bärnd Bichel und verbarg nur mühsam seinen Unwillen.

„Der „Zuckelstid“ hat gesagt er käme, der „Zuckelstid“ ist da.“ Der braune Saft vom Tabak, den er kaute, lief ihm aus den Mundwinkeln in den roten Bart.

„Du bist ein Lump und stirbst als Lump!“ warf Bärnd Bichel hin und sah ihn streng und vorwurfsvoll an.

„Bin ich ein Lump?“ fragte er erstaunt und machte ein spassiges Gesicht.

„Ein richtiger Lump, und du stirbst als Lump!“ sagte Bärnd Bichel mit Nachdruck.

„Aber ich bin kein Knuffian, Herr Bichel; das bin ich nicht.“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Wenn ich arbeite, dann arbeite ich wie ein Pferd; das müßt Ihr wissen, Herr Bichel.“

„Aber wenn es gilt, bist du betrunken.“

„Ich muß aber doch eine kleine Freude haben, Herr Bichel. Der eine säuft sich kaput, der andere krepirt vor Arbeit: es ist kein großer Unterschied. Und es weiß keiner, wie er endigt.“

„Du weißt nicht, was du sagst.“

„Herr Bichel! Was ich noch sagen wollte. Ich bin froh, daß Ihr noch keine Mähmaschine habt für den Kornschnitt; da gibt es noch Arbeit für uns beide. Wenn das kommt, werde ich ein fauler Hund und ein Säuser. Wenn der „Zuckelstid“ nicht mehr mähen kann, ist seine Zeit vorüber, dann muß er abkrazen.“

„Du bekommst noch die Gelegenheit“, sagte Bärnd Bichel. Die letzten Worte hatten ihn etwas besänftigt. Er sagte weicher: „Geh, leg dich in die „Kästplatz“ schlafen!“

„Herr Bichel! Ich bin ein Lump, aber ich bin kein Knuffian!“ lallte der „Zuckelstid“ weiter. Bei diesen letzten Worten verwickelte er sich in seine eigenen Beine und kollerte seitwärts in die leere „Kästplatz“. Er wollte noch aufstehen, aber es ging nicht mehr. Bald schnarchte er mit geschlossenen Fäusten. Die Strohhalme und der Bart bildeten ein rotes Wirrnis, in das der braune Tabaksstaub hineinflöß.

„Der hat wenigstens keine Sorgen, die ihn plagen“, sagte Bärnd Bichel halblaut.

Raum hatte er das gesagt, als Anna Märttes aus dem Kuhstall in die Scheune kam. „Bärnd! sagte sie, komm gleich, ich glaube die Rosette will kalben, und es ist kein Mensch hier. Ich gehe hinüber Weihwasser holen.“

„Es geht immer alles verkehrt und es kommt immer

alles miteinander, sagte der alte Bichel geärgert; es ist um die Geduld und den Kopf zu verlieren.“ Er stellte die Gabel an die Holzwand und ging durch den Pferde-stall in den Kuhstall.

Die Rosette trippelte ungeduldig an ihrer Stelle und schlug nervös mit dem Schwanz.

Bärnd Bichel stieß frisches Stroh unter und befühlte sie: „Es kann noch eine Weile dauern“, meinte er, als Anna Märttes mit dem Weihwasser kam, das sie über die Kälbin warf.

„Sie ist eng, sagte Anna Märttes; ich fürchte, es geht nicht gut.“

„Sie müssen auch bald aus der Arbeit kommen, sagte Bärnd Bichel, es ist gleich Mittag; dann sind wir mannstark.“ Er ging bis in die Tür und sah über die Mauer hinweg in die „Göschelt“, wo sie herkommen mußten.

„Sie kommen, sagte er beruhigt; in ein paar Minuten sind sie hier.“

Die Rosette legte sich und stand wieder auf und legte sich wieder. Sie konnte kein rechtes Lager finden.

„Armes Tier! sagte Anna Märttes. Hättest du es glücklich überstanden!“

„Hast du die Tücher bei Hand?“ fragte Bärnd Bichel.

„Da liegen sie in der Nische“, sagte Anna Märttes.

„Was man eine Angst ausstehen muß um das Vieh!“ sagte Bärnd Bichel. Er trippelte durch den Stall. Die andern Kühe standen bei den leeren Krippen und schlugen mit den Schwänzen nach den Mücken. Die nächststehenden drückten sich und sahen mit ihren großen Augen auf die Rosette. Dann warfen sie plötzlich die Köpfe herum und leckten sich geräuschvoll mit der rauhen Zunge an irgend einer Stelle, wo sie Biß hatten.

„Jetzt macht sie Geschick!“ sagte Anna Märttes.

Die Füße waren schon da, zwei hellglänzende, niedliche Füße wie poliertes Elfenbein.

Da kamen gerade die Mannsleute auf den Hof und stellten das Geschirr gegen die Stallwand.

Es war ein Glück, daß sie gekommen waren, denn es ging schwer. Sie zogen aus Leibeskräften. Die Hände behielten die glatten Füße nicht trotz der Tücher.

„Es geht nicht!“ sagte der „Hèng“, dem der Schweiß in den Bart lief.

„Der Peter macht immer Seile an die Füße“, sagte Joseph Bichel, indem er sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne wischte.

„Das helfe ich nicht machen, sagte Bärnd Bichel; wir müssen noch einmal so versuchen.“

Sie zogen wieder aus Leibeskräften; die Rosette wimmerte vor Schmerz und blickte hilfessuchend um sich und leckte sich mit der rauhen Zunge die trockenen Nüstern.

„Wenn wir nur den Peter hier hätten! sagte Joseph Bichel, dann ginge es.“

Von der Straße her hörte man das Rollen eines Wagens.

„Das kann er sein, sagte Bärnd Bichel; er war auf die „Heisenkopp“ Klee holen.“

Ein Knecht lief hinaus. Es war glücklicherweise Peter Bichel. Der Knecht blieb bei den Pferden, und Peter Bichel ging eilig in den Stall.

„Hol uns Seile!“ sagte er zu Joseph Bichel.

Der alte Bichel widerredete zwar; er ging darüber weg und schlüpfte die Seile behutsam um die Füße.

„Und nun ziehen!“ kommandierte er. „Zu den Füßen und zum Boden!“ Sie stemmten sich auf das glatte Pflaster und zogen. Bärnd Bichel, der sich nicht bücken konnte, griff Peter Bichel mit seinen starken Händen

in die Schulter um ihm einen Halt zu geben und drückte ihm fast die Schulter ein. Die Rosette brüllte vor Schmerz; die andern Kühe wurden unruhig.

„Fest halten! kommandierte Peter Bichel. Es muß gehen.“

Überdem kamen auch die Mädchen von der Arbeit. Sie mußten gleich mit angreifen trotz des Widerwillens den sie hatten.

„Es geht!“ rief Peter Bichel: „nur anhalten, nicht reißen!“

Die Rosette hatte ein lang gezogenes schmerzliches Brüllen und hob sich halb auf die Beine. Das Junge lag blutig auf dem frischen Stroh.

So wurde das Leben auf dem Bichelhof in Blut und Pein.

Sie waren am Ende ihrer Kräfte; die Muskeln zitterten ihnen vor Anstrengung. Die Hitze im Stall war unerträglich. Es wollte der Bärb übel werden, und sie mußte an die frische Luft.

Die Margreth holte Salz aus dem Haus und streute es über das junge Kalb.

„Die Pferde werden gleich getränkt, sagte Bärnd Bichel, damit wir am Mittag rasch an die Arbeit kommen.“

Dann ging er mit dem „Hèng“ und Peter Bichel auf das Haus zu, um ihnen den Branntwein zu geben. Peter Bichel wusch sich nur die Hände und ging wieder zu seinem Gespann, und Bärnd Bichel und der „Hèng“ standen noch eine Weile vor dem Haus im Schatten und sahen zu, wie die Pferde getränkt wurden.

Der „Hèng“ erzählte, wie er damals dabei war, als der Henkesbauer das Füllen nicht bekommen konnte. Sie schleppten das Pferd zu elf Mann durch den ganzen

Stall; wenn sie am Ende waren, sprang es wieder auf und zog sie alle nach. „Es war am Ende nicht mehr zuzusehen, sagte er; es war eine Schinderei.“

Die Pferde tänzelten um das Wasser und wollten nicht trinken; das Getier plagte sie zu arg. Eben brachte der „Bast“ die rote Fuchsstute, die voll Füllen war. Sie machte gleich Kehrt und wollte in den Stall.

„Bring sie zurück!“ befahl Bärnd Bichel.

Der „Bast“, der schlecht aufgelegt war, weil er mit in die Arbeit mußte, murrte etwas Unverständliches.

„Bring sie zurück! sag ich dir“, wiederholte Bärnd Bichel mit erhobener Stimme. Er hatte ein Funkeln in den Augen wegen des Widerstandes, den er fand.

Der „Bast“ gehorchte mit aufeinandergebissenen Zähnen.

Die Fuchsstute fing das alte Manöver wieder an und tänzelte um das Wasser herum und trat dem „Bast“ auf den Fuß. Da riß er das Pferd an der Halfterkette, die er ihm um die Nase gelegt hatte, rückwärts, daß es wiehernd über das Pflaster zurückfuhr, und er stieß es mit Füßen.

„Daß dich der Donner erschlage!“ sprang Bärnd Bichel bleich vor Zorn an die Tränke und schwang einen Besenstrunk, den er ergriffen hatte, drohend in der Luft: „Schlag noch einmal . . .“

Das Pferd stand zitternd am ganzen Leibe. Die beiden hielten sich eine Sekunde in den Augen. Dann wandte der „Bast“ sich ab. Sein Rinn und seine Lippen zitterten und die Zornestränen sprangen ihm aus den Augen.

Die Mädchen kamen aus dem Stall, als die letzten harten Worte fielen. Es war keine gute Luft auf dem Hof. Sie hatten unter der Laune der Männer zu leiden, wenn die Arbeit drängte. Zum ersten Male empfand die Bärh, wie schwer das Leben auf den Höfen war und wie

leidvoll. Und zum ersten Mal kam ihr der Gedanke, wenn sie daran vorbeikäme.

Als der „Bast“ in den Stall kam, verteilte Joseph Bichel den Hafer. Er machte dem „Bast“ eine Bemerkung, als dieser das Pferd an den Kopf schlug, nachdem er es angebunden hatte. Da sprang ihm der Unhold, der einen Anfall von tierischer Wut hatte, an die Gurgel, und es wurde ein Ringen auf Leben und Tod. Der Hafer flog weithin ins Stroh, und die beiden fielen hart hinter die Pferde auf das Pflaster des Stallganges. Ihr Atem und der widerliche Schweißgeruch ihrer Körper vermischten sich zu einer gärenden Dunstschicht, die sie heiß einhüllte. Der „Bast“ hatte einen Haß gegen den jüngeren Bruder, weil er dunkel empfand, daß er vor diesem zurückstehen mußte. Er hätte ihn in seiner blinden Wut getötet. Joseph Bichel raffte alle Kraft, die in ihm war, zusammen und kam oben. Er griff den „Bast“ am Hals und drückte die Hände zusammen wie einen Schraubstock, bis dem andern die Arme kraftlos niederglitten. Da ließ er erst los.

Draußen brannte die Sonne in wahnsinniger Blut so hart auf die Erde, daß der Boden entzwei barst. Es waren rote Dünste in der Luft wie Fieberhauch, der die Sinne verwirrte und das Blut in den Adern berauschte.

Joseph Bichel hob den verschütteten Hafer auf. Die Sehnen des Halses, wo der „Bast“ ihn zuerst gefaßt hatte, schmerzten ihn noch. Aber er hatte das erleichternde Gefühl, daß er oben war und die Launen des „Bast“ nicht mehr zu fürchten hatte. Er begann das Wesen zu lieben, wo er der erste war.

Die Welt war voll vom Nachmittagslärm. Die leeren Erntewagen rollten aus den Höfen und rasselten über das holperige Dorfplaster. Die Fuhrleute saßen rittlings

vorn auf den blauen Leitern und knallten mit den Peitschen. Alles zog aus zur Arbeit, und die Häuser blieben leer. Das ungepülte Geschirr stand auf den Tischen, und die Hühner spazierten durch die leeren Stuben und pickten die Brotkrumen vom Boden auf.

Bärnd Bichel blieb allein auf dem Hof. Als die Wagen fort waren, kam ein Landstreicher und bat um die Reste der Mahlzeit. Der alte Bichel jagte ihn fort: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“, rief er ihm nach. Dann nahm er ein Bund Erbsenstroh und machte sich auf dem Boden einen Sitz zurecht und setzte sich hin, um die Sensen zu dengeln. Der Lärm stieg aus den engen Mauern des Bichelhofes hinaus auf die weite Flur. Der alte Bichel zog die Sense haarscharf über den harten Stahl, und zwang sie unter den Hammer. Wie er die jungen Bichel unter seinen harten Willen zwang.

Als er fertig geworden war, ging er auf die Straße, wo er freie Aussicht hatte, um nach dem Wetter zu sehen. Aus dem gestaltlosen Dunst waren scharf umrissene Wolken geworden, die schwarz und zackig am Horizont emporstiegen. Ein Gewitter zog von Süden herauf.

**I**n den Sandkaulen am Wetterberg regte es sich. Aus den Ginsterbüschen erhob sich eine Gestalt und streifte das dürre Laub und die Holzfasern, die an den Kleidern hingen, von sich. Es war ein wunderlicher Mensch, der da im verwachsenen Gestrüpp der Waldlichtung stand, inmitten des rieselnden Sandes und des firrenden Sommergetiers. Er trug eine grauwollene „Schib“, die ihm bis an die Knie reichte, zwei Paar Hosen, die übereinander gezogen waren, und dick genagelte, grobe Schuhe. Auf dem Kopf trug er den schwarzen Strohhut

der Landgeistlichen und in der Hand hielt er einen Schlehendorn, dessen krumme Wurzel als Griff diente. Der Kopf war das Seltsamste an ihm, das Anormale. Das Gesicht war aufgedunsen und fleischig rot. Um den Mund zuckte ein Paar wulstiger Lippen in beständiger krampfhafter Verzerrung. Die Augen quollen übermäßig weit aus den Höhlen hervor, und ein Nerventick riß ihm den Kopf beständig zur Seite. Es war der „Kaneher Neckel“. Er war Halbidiot und aus demselben Dorf wie der Bischof, der ihm seine alten Hütte schenkte. Das gab ihm eine gewisse Weihe.

Der Halbidiot blickte mit seinen großen, quellenden Augen ringsum. Die Eidechsen krochen über das warme Gestein, und glänzende Käfer flogen zwischen den Sträuchern. Am Rande der Sandkaulen standen die schlanken, weißen Buchenstämme hell und duftig vor den Schatten des Waldes, der nach rückwärts verdämmerte. Über den zackigen Baumwipfeln ragte die dunkle Masse der Gewitterwolke drohend in die Lichtung. Der Halbidiot blinzelte gegen das Licht und schnupperte und mitterte Feuchtigkeit in der Luft. Da ging er von seinem Waldlager, wo er an den heißen Sommertagen seine Mittagsrast hielt, auf die Dörfer zu, um Schutz vor dem Regen zu finden. Er wand sich durch dichtes Brombeergesträuch und abgeblühten Ginster bis zum Pfad, der zwischen wilden Himbeerhecken abwärts leitete. Über Wurzeln und Steingeröll hinweg senkte der Pfad sich rasch zu dem großen Fuhrweg, der um den Berg herum zu den neuen Steinbrüchen führte. Er pflückte die reifen Beeren und las mit großer Sorgfalt die Spinnen aus ihren Weben heraus, denn die Spinnen waren für ihn ein Leckerbissen: die Spinnen und die Maikäfer, die er mit seinen starken Zähnen knackte.

Er ging eine Zeit lang über den sandgelben Weg. Von

den Blättern der **Mume** regneten die grauen Stechmücken lautlos auf ihn hernieder. Langbeiniges, giftiges Getier flog über die hochstieligen Gräser. Am Grabenrand lag eine geschossene Raqe, die ins Gras hineingewachsen war. Das Fell war schmierig gelb und die bleichen Knochen blinkten aus dem zerfetzten Balg. Ein Schwarm von dicken blauen Mücken flog summend auf. Der Gestank war unerträglich. Der Halbidiot wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht und lüpfte den schwarzen Strohhut, unter dem eine große Bläse zum Vorschein kam. Es war ihm heiß.

Bald fiel der Wald links aus. Eine mit Obstbäumen bewachsene Schlucht rückte dicht bis an den Fuß des Berges heran. Weiter unten dehnte sich die Ebene, wo der Weizen in der Sonne briet. Noch weiter zurück lag ein weißes Dorf im Dunst, darüber standen die Wälder. Und hinter den Wäldern schoben sich abenteuerliche Wolkenköpfe hervor. Nach einer Weile fiel auch rechts der Wald aus, und der Berg endigte gegen Benzen in einer kahlen Koppe, wo der unfruchtbare Keuper sich durch den Sandstein gefressen hatte. Auf der mageren Erdrume wuchsen nur spärliche, bittere Kräuter. Ganz vorn stand auf der Spitze der Bergnase ein knorriger, wilder Birnbaum mit rostigen Blättern. Dort war es immer zugig. Der Halbidiot setzte sich in den Schatten dieses Baumes. Hier wollte er warten, bis das Gewitter näher kam, denn von hier bis Benzen war es nur ein Lauf. Die Hummeln flogen summend um ihn. Vom Tale herauf stieg der schwere Duft des reifenden Weizens. Zu seinen Füßen dehnten sich stundenweit die buntgewürfelten Felder bis an die dunkle Grenze, die rings die Wälder zogen. Die Dörfer lagen weithin zerstreut in der Sonne, und der Lärm der Arbeit stieg fremd und losgerissen zu ihm herauf. Die ganze Flur mit der Flucht von Dörfern, die er

übersah, war sein Heim. Er zog immer dieselben Kreise wie das Wild um sein Standlager; darüber hinaus war die Welt ihm fremd und feind. Hier gehörte er zur Gegend, die ohne ihn nicht vollkommen war. Die Bauern fütterten ihn gern und gaben ihm das Weihwasser: so nannte er den Branntwein.

Weit drüben im Preussischen, jenseit der Mosel, ragte ein langgezogener Berg in den Dunst des Horizonts wie der schmale Rücken eines Messers. Dorthin hatte der „Kaneker Reckel“ einmal gewollt, um zu sehen, ob er von da auch seinen Berg sähe. Er war über die Mosel gegangen, die ihm wie ein Meer vorkam. Dann kamen Dörfer und Felder und Wälder und Wälder und Felder und Dörfer. Er unterschied den Berg nicht mehr, den er suchte. Er fragte überall nach dem Berg, den er gern gesehen hätte. Sie lachten ihn aus und führten ihn zu einem Mann mit einem glänzenden spitzen Hut, der ihn zurück über die Mosel trieb.

Als er wieder in seine Heimat kam, erzählte er, daß sie ihn drüben geschlagen und ihm das Geld, das er sich erbettelt, abgenommen hätten. Und sie hatten längs der ganzen Mosel einen Groll gegen die von drüben, die den armseligen Mann geschlagen hatten, der ein Stück von ihrer Heimat war. Dazu bettelten jene ihnen die Häuser aus und das Brot vom Tisch. Sie bekamen eine Furcht vor der großen, feindlichen Fremde, die auf das Schwache schlug, und ihre Liebe und Anhänglichkeit zur Heimat, die sie schützte, wurde um so größer. Sie empfanden dunkel in ihrem kleinen Erdenwinkel, daß draußen in der großen Welt nur die Macht das Recht gab.

Während der Halbidiot so in die neblige Ferne nach seinem Berg starnte, schwand die Sonne unter den Wolken und ein unförmlicher, schwarzer Schatten lief über die Welt. Der Donner rollte, und der Halbidiot stieg

vom Berge hinunter ins Tal, wo die Menschen bei der Arbeit waren.

Die Bichel luden im „Kirfegt“. Sie kamen schlecht voran bei der Arbeit. Der „Kirfegt“ war eine Moorwiese, und der Wagen konnte nicht überall hin wegen der Gefahr des Versenkens. Als damals die Russen durchs Land zogen, war der Sage nach ein Reiter mit Roß und Rüstung im „Wibbelchesbur“, der mitten im „Kirfegt“ lag, versunken. Dort floß das Wasser rötlich wie Blut und Rost. An den trügerischen Stellen war der Rasen leicht gewölbt und mit Stechdisteln und Binsen bewachsen. Wenn man hinauf trat, zitterte die ganze Rasenfläche im weiten Umkreis, und das Wasser brodelte in den kleinen, schwarzen Wasserlöchern, die wie die pustelnde Öffnung einer eitrigen Wunde waren. Fegen von Torffasern stiegen mit auf und flossen in die schmalen Wassergräben, wo es von Heuschrecken wimmelte.

Der Halbidiot ging um die gefährlichen Stellen, die er genau kannte, und kam zu den Bichel. Sie ließen etwas nach mit der Arbeit, weil das Gewitter die Mosel hinunterzog. Der Wetterberg mit seinen hohen Buchenwäldern riß die Gewitter, die aus dem Süden kamen, häufig entzwei und trieb die Teile nach Osten ins Preussische oder nach dem Norden ins „Ei'sleck“, wie sie in Benzen sagten.

Als der „Kaneke Neckel“ zum Wagen gekommen war, machte er Halt und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Sie fragten ihn nach dem Gewitter, weil sie ihn für einen guten Wetterpropheten hielten, der den Regen witterte.

„Es kommt heute abend wieder“, sagte er, indem er den Wolken nachsah wie einem abziehenden Feinde. Bei diesen wenigen Worten machte er fürchterliche Mundverrenkungen, und das ganze Gesicht verzog sich zu einer

Grimasse. Er hatte eine dicke Zunge, die sich nur schwer im Munde drehte.

Die Bauern in Benzen glaubten, daß die Gewitter, die am Tage schadlos vorübergingen, in der Nacht wie böse Menschen zurückkamen um zu schaden. Sie gaben den Gewittern mit ihren Launen und ihrem eng begrenzten Wirkungskreis den Charakter der Persönlichkeit und der Selbstbestimmung. Sie fürchteten die Gewitter, die von Norden kamen, denn der Wetterberg ließ sie nicht mehr fort, und sie rasten oft stundenlang über dem Schlentäl.

Als sie mit dem Aufladen fertig waren, fuhr Joseph Bichel mit dem Wagen die Wiese hinunter auf den Fuhrweg; die andern rafften das Geschirr zusammen und hielten quer durch die „Göschelt“ auf den Bichelhof zu. Sie gingen im Gänsemarsch durch eine Wasserfurche zwischen hohen Getreidehalmen hindurch. Es fielen ein paar Tropfen Regen, und es roch nach Brand auf dem Boden.

Nach kurzem, mühsamem Weg kamen sie auf den Pösch. Ganz unten stand ein alter Ziehbrunnen mit zerfallendem Gemäuer. Ringsum war der Boden aufgewühlt und löcherig. Dort begruben die Bichel ihr verendetes Vieh. Das Gemäuer war mit Brombeeren dicht bewachsen, an denen dicke, blau glänzende Beeren in ganzen Trauben hingen. Es wollte keiner sie wegen des Ortes, wo sie wuchsen. Ein Windstoß hatte die Türe, die nur angelehnt war, umgeworfen, und die Öffnung gähnte schwarz. Sie gingen hinzu und lehnten die Türe wieder an. Aber sie konnten es sich nicht versagen, hinunter zu sehen und Steine hinunter zu werfen. Sie hatten gute Zeit, denn der Wagen schwankte erst weit unten zwischen den Hügeln des „Göschtelweges“.

„Wenn einer da hinunterfiel!“ sagte die Bärb. Eine

Gänsehaut überließ sie bei dem Gedanken, denn der Schacht war über dreißig Meter tief.

„Ich habe geholfen eine Frau da heraufziehen, die hinuntergefallen war, sagte der „Hèng“. Der Wolf, mit dem wir sie heraufholten, hängt noch heute auf dem Hof, ich habe ihn erst vor ein paar Tagen dort gesehen.

„Der große, spitze Dreizack am Milchbock?“ fragte die Bärb.

„Eben der; er ist heute ganz verrostet.“

Sie schauderten zusammen. Es war ihnen als spürten sie, wie die spitzen Hacken sich ins Fleisch rissen.

„Wie war das denn damals gekommen?“ fragte die Margreth.

„Kennt ihr denn die Geschichte vom „Schlär mrechen“ nicht“, machte verwundert die „Marei-Kett“.

„Ich habe einmal etwas davon gehört, aber ich weiß nichts Ganzes“, sagte die Bärb.

„Es ist schon lange her, so erzählte die „Marei-Kett“, da war in Benzen ein Mädchen, das nähte und den Bräuten die Schleier festband, weshalb sie es das „Schlär mrechen“ nannten. Als das „Schlär mrechen“ selbst Hochzeit machte, hatte es ein großes Gefolge, denn alle waren da, denen es die Schleier angebunden hatte. Es war die lustigste Hochzeit, die je in Benzen gehalten wurde. Die Paare feierten bis zum frühen Morgen und keiner achtete mehr auf das „Schlär mrechen“, die früher mit ihrem Mann in die Hochzeitshammer gegangen war. Was in jener Nacht vorgefallen ist, weiß kein Mensch auf der Welt, aber es muß etwas Furchterliches gewesen sein, denn am frühen Morgen ging das „Schlär mrechen“ mit den Hochzeitskleidern in den Bichelbrunnen.

„In der Hochzeitsnacht?“ fragte noch einmal die Bärb.

„Jawohl, in der Hochzeitsnacht. Seither steht der Bichelbrunnen unbenützt“, sagte die „Marei-Kett“.

„Es muß etwas Furchterliches sein, vor dem man sich an einem frühen, kalten Morgen in einen Brunnenschacht rettet“, sagte die Bärb und blickte an der „Marei-Rett“ vorbei, als sähe sie irgendwo mitten in das Leben hinein.

Joseph Bichel trieb die Pferde, die fest in den Strängen lagen, denn der Weg war steil. Er überzählte die Fuder Heu, die sie in dem Jahr einscheuerten und wurde froh dabei. Sie waren der reichste Bauer aus ganz Benzen, und es ist immer eine Freude, der erste zu sein. Seit der Älteste ausgeheiratet hatte, war er dazu bestimmt, auf dem Hofe zu bleiben, wo er schon das Gespann führte. Er knallte mit der Peitsche, daß die Pferde sich erschreckt einen Ruck gaben. Das Bauernblut regte sich in ihm: der Wunsch all das einmal zu beherrschen und nach seinem Wunsch zu gestalten. Herr des Bichelhofes zu sein und all der schönen Ländereien, die dabei waren. Er blieb einen Augenblick stehen und sah sich rings um, während die Pferde langsam vorangingen und der Wagen den Berg hinauf rasselte.

Es war schön Bauer zu sein und sein eigener Herr und das alles in harter Arbeit zu zwingen.

Er ging wieder zu seinen Pferden und brachte den Wagen in einer schlanken Kurve auf die Straße. Die Sonne schien wieder hell und die letzten dunklen Wolken sanken am Horizont hinunter.

Aus der entgegengesetzten Richtung kam vom Bichelhof her ein Gefährt: eine Karre mit niedriger Ladung, über die Stroh gebreitet war. Es dauerte nicht lange, und Joseph Bichel erkannte den Fuhrmann und das Gefährt. Es war der „Suppla“. Der „Suppla“ war der Abdecker der Gegend. Er hatte eine eigene Gestalt und Gangart. Er war klapperdürr und ging vornüber gebeugt. Bei jedem Schritt zog er die Schultern aufwärts und ließ

dann die Arme niederfallen, so daß er zu gleicher Zeit vorwärts und auf- und niederging, dazu fiel er in die Knie. Er hatte ein starkes Knochengerüst und schlenkerte übermäßig mit den Armen, die viel zu lang waren. Er sah aus wie ein Totengerippe mit Kleidern, das gehen würde. Er hatte eine alte, niedrige Karre mit knarren- den Rädern und ein kleines armseliges Pferd mit magerem Kreuz. Auf dem Karren lag ein totes Pferd und streckte die steifen, toten Beine, von denen die Hufeisen gerissen waren, über ein Rad hinaus. Der lange Pferde- kopf, der mit einem Seil festgebunden war, hatte sich los- gerissen und baumelte hinter der Karre. Die Augen waren halb geöffnet, und die stark geschwollene Zunge hing zwischen den langen Zähnen hervor und schleppte durch den Staub.

Der „Suppla“ hob und senkte die Schultern und schlug von Zeit zu Zeit mit einem dicken Stock auf den mageren Rücken seines Kleppers.

Die Pferde schnaubten unruhig am Wagen, als Joseph Bichel vorüberkam. Er selbst drehte sich noch einmal um und sah dem seltsamen Gespann nach, das mühsam die Straße hinunterjappte. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß der Schinder die Schlufstrophe vom großen Lied der Arbeit war.

Bärnd Bichel stand auf dem Hof, als das Heu auf- gefahren wurde. Er griff hinein und zog eine Handvoll heraus, an der er roch. Das Heu war sonnenwarm; es war darin all die Blut und der Duft des Sommers.

Die Pferde wurden sogleich umgespannt, und sie fuhren mit zwei andern Wagen den Klee holen.

Gegen Abend ging Bärnd Bichel auf's Feld um zu sehen, ob das Korn reif wäre, damit sie den Schnitt beginnen könnten. Die Sonne senkte sich im Westen und

schien rot zwischen den Stämmen der Bäume durch. Die Hitze ließ nach, und überall wehte von den Feldern der Duft des reifenden Kornes. Da wurde der alte Bichel seines Lebens froh. Sein Liebstes auf der Welt waren Sonne und Kornduft. . . .

Sie luden in der Scheune ab. Gabel auf Gabel stieg von Hand zu Hand bis oben auf den Heuhaufen, der bis dicht unter das Dach gewachsen war. Dort war es wie in einer Hölle. Das Heu glühte von unten und das Dach brannte von oben. Der Schweiß rann in Strömen und die Kleider klebten am Leibe. Der Staub und der Heuduft betäubten. Die helle Verzweiflung trieb Joseph Bichel und die Margreth, die das Heu nicht zur Zeit zwingen konnten, weil der Platz unter dem Dache fehlte. Sie mußten gebückt stehen, und sie bekamen die Füße nur mühsam heraus. Joseph Bichel hatte das Hemd weit aufgerissen, und die spröden Halme kitzelten ihm die Haut bis sie vom Schweiß naß wurden und festklebten. Die Margreth hatte nur mehr die leichte Bluse und den rotwollenen kurzen Unterrock. Ihr Gesicht glühte, und ihre starken Körperformen drängten aus den Kleidern heraus. Es war eine Woge von Dunst und Schweißgeruch um sie.

Endlich waren sie fertig, gerade als sie nicht mehr konnten. Ein zweiter Wagen wurde herbeigeholt; das dauerte eine Weile, und so hatten sie oben Ruhe. Die Margreth warf sich der Länge nach ins Heu und spreizte die Arme, um sich zu kühlen. Sie hatte das Kleid vorn geöffnet bis an den Einschnitt der Brüste, die weiß unter dem schwarzen Kleid hervorschimerten und bei jeder leisen Bewegung zitterten.

Von unten herauf hallte Stimmengewirr aus der Tenne, wo der „Zuckelstb“ aus seinem Rausch auf-

gewacht war; dann rollte der leere Wagen über den Hof, und dann wurde es ganz stille. Oben war nur die Sonne, die schiefe Lichtsäulen durch die Dachlücken steckte. Ganz hinten auf der Giebelmauer pfiff ein Nest voll junger Tauben. Joseph Bichel trat das Heu nieder und kam dicht an die Margreth heran.

Sie faltete die Hände unter dem Kopfe und zwinkerte ihm mit den Augen einladend zu, während die zusammengepreßten Brüste sich mit ihren Spitzen steil emporrichteten. Joseph Bichel blieb stehen. Seine Pulse schlugen lauter, und die ganze Blut des heißen Sommertages brannte ihm im Blut.

Da lachte die Margreth, die das Spiel gewonnen glaubte, ihm mit geöffneten Lippen zu, aus denen eine doppelte Reihe perlweißer Zähne blühte.

Im letzten Augenblick noch warf Joseph Bichel sich herum und meisterte sich. Er trat zurück und hängte sich mit gestrafften Muskeln an die Dachbalken und sah zur Dachlücke hinaus ins Freie. Die Wälder und Felder lagen weit ausgebreitet in der Abendsonne. Und die hellen Wege führten aus der engen Heimat in den blauen Dunst der fernen Fernen. . . . .

Von unten herauf steuerte der „Kaneker Neckel“ dem Bichelhof zu. Er ging langsam und warf einen langen Schatten.

**D**er Tag hallte in den Ärm des Fütterns aus, der weithin in die Abendstille drang. Allmählich sank die Dämmerung auf den arbeitsreichen Sommertag. Die Schwüle nahm mit dem Schwunde des Lichtes zu und wirkte beklemmend. Lautlose Blicke zuckten von allen Seiten vom Horizont herauf. Die Stalltüren standen

offen wegen der Hitze, und die Fledermäuse schwirrten durch den Hof.

Aus dem Pferdestall drangen die Schlußworte eines schwermütigen Liedes, das Joseph Bichel sang, in die sinkende Nacht:

„Den einen läßt Gott wandern,  
Den andern hoch geh'n,  
Ein Dritter muß graben,  
Tief unter der Erd.“

Er wiederholte den letzten Vers:

„Ein Dritter muß graben,  
Tief unter der Erd.“

Bärnd Bichel und der „Hèng“ saßen auf dem Trog und rauchten ihre Abendpfeife. Sie sprachen von der Ernte und von der Freude, die einer hat, wenn die Ernte gut eingebracht ist.

„Der Bauer ist zwar ein geplagter Mann, sagte Bärnd Bichel, aber er hat auch seine schönen Freuden. Ich war gegen den Abend auf das Feld; das Korn steht, es ist eine Freude hindurch zu gehen.“

„Wenn nur die Gewitter es nicht ausdreschen“, sagte der „Hèng“, der nach den Blitzen sah.

Das Taglicht schwand immer mehr, und die Welt war nur mehr ein großes, blaues Wetterleuchten. Die großen Urkräfte der Natur drangen überwältigend auf die geängstigte Menschheit ein. Der Lärm schwieg auf den Höfen, die sich kleinlaut an die Erde duckten, und sich im Dunkel verbargen, aus dem sie immer wieder der Blitz grell herausriß. Ein Gewitter zog von Norden herauf. Der huschende Flammenschein auf der Südseite der Gebäude wurde zum grellen Leuchten, und die ersten Donnerschläge rollten durch die Nacht.

„Es ist das Gewitter von heute Mittag, das wiederkommt“, sagte der „Hèng“.

„Die Gewitter, die wiederkommen, sind zu fürchten, sagte Bärnd Bichel; sie kommen nicht über den Wetterberg hinaus.“

Anna Märttes rief den „Hèng“ zum Nachteffen. Er aß vor den andern, damit er nach Hause kam, ehe das Gewitter losbrach. Als er die Straße hinunterging, war nur mehr eine große Flamme um ihn. Noch stand alles unheimlich ruhig. Die Grillen zirpten am Wege und das Korn duftete stark in den Abend. Aber die Donnerschläge wurden immer lauter.

Auf Bichelhof wurden alle Türen und Fenster sorgfältig geschlossen, damit der Wind nirgends unter das Dach kam. Bärnd Bichel machte selbst noch einmal die Runde, um nach dem Rechten zu sehen. Dann riegelte er die Haustür zu, und der Bichelhof verlor alle Verbindung mit der Welt; das Gefühl der Abgeschlossenheit legte sich beängstigend auf sie.

Das Gewitter kam rasch. Schlag folgte auf Schlag, und die vereinzelt Schläge wurden zum ununterbrochenen Rollen.

Sie schoben das Essen auf, und als es noch schlimmer wurde, das Arbeiten im Hause. Sie kamen alle zusammen in die Stube, wo sie bleich und geängstigt zusammen saßen.

Im Anfang schlugen sie jedesmal ein großes Kreuz, wenn es besonders hell leuchtete und laut krachte; dann gaben sie es auf. In der Stube war nur mehr ein großes Leuchten, und draußen war es taghell, so daß man weit hinunter bis zum Waschbrunnen sah, der in den Wöbawiesen lag. Das schwarze Kreuz der Lichtöffnung stand dunkel in der hellen Mauer wie ein großes Totenkreuz.

Dann brach ein Orkan los, als sollte die Welt in Stücke gehen. Das Rollen des Donners tauchte unter in der Wasserflut, die niederrauschte. Es war nur mehr ein

großes Brausen aus Wind und Regen und Donner gemischt, in das der Blitz weiß hineinleuchtete.

Da auf einmal fiel helles Feuer dicht vor den Fenstern, und es gab ein Krachen und Splintern, daß das Haus in seinen Grundfesten erbehte. Es hatte in der Nähe eingeschlagen. Sie waren kreidebleich vor Schreck. Der alte Bichel wischte den Niederschlag vom Fenster um zu sehen, ob nicht irgendwo die Flamme aufschlüge. Er hatte eine heilige Angst. „Kinder! sagte er, wir wollen beten.“

Da beteten sie die Litanei von allen Heiligen. Als sie an den Vers kamen: Vor Blitz und Ungewitter erlöse uns o Herr! betete er ihn dreimal vor.

Der „Raneher Neckel“ saß auf einem Stuhl am Fenster und hatte den Hut auf den Tisch gelegt. Sein Gesicht war verzerrt, die Augen weit geöffnet, und der Mund bewegte sich krampfhaft.

Nach einer bangen Stunde wurde es stiller, und sie hörten die Gewitterglocke läuten. Sie hatten das Gefühl, daß sie nicht allein waren und daß andere mit ihnen wachten und beteten. Da verließ die Angst sie, und das ruhige Vertrauen stieg in ihnen empor wie die Stille nach dem Sturm.

Als das Ärgste vorüber war, gingen sie mit Lichtern auf den Hof. Alles war überschwemmt, und die abgerissenen Äste der Bäume lagen am Boden. Sie gingen an den Wasserpflügen vorbei auf die Straße. Der Blitz hatte die schönste Esche gerade gegenüber der Scheune von oben bis unten zersplittert. „Ein Glück, daß sie da stand, sagte Bärnd Bichel, sonst wäre es für die Scheune gegangen. Ich habe es immer gesagt, die Bäume sind ein Schutz.“

„Man soll die Gewitter fürchten, die von Norden kommen“, sagte Joseph Bichel den Alten nach.

Sie aßen das kalte Nachteffen und gingen dann zur

Ruhe. Der Regen trommelte jetzt gleichmäßig auf die Laubbächer der Bäume und löste die gebundene Blut der letzten Tage. Die Erde quoll vor Behagen, und die Risse auf den Feldern schlossen sich. Aus den offenen Fenstern irrten die Träume der Menschen; sie träumten vom Lärm der Arbeit, die aus den Tälern aufstieg.

**Z**wischen dem Galgenberg und dem Maffelterwald senkte sich gegen die Schley zu ein kleines, verstecktes Tal, das einen Ausblick auf die ersten Häuser von Schleyen gab. Es hatte seinen Namen von den „Sunneburen“, die am Fuße des Galgenberges entsprangen und ein kleines Minnsal bildeten, die „Sunnebäch“, die zwischen niedrigen Erlenbüschen der Schley zustrebte. „In den Sunneburen“ hieß das kleine Tal, in das man an einer bestimmten Stelle von der großen Landstraße aus hineinsah. Dort hatten die Bichel sich aus dem zerplitterten Kleinbesitz einen großen Komplex zusammengeschafft. Dort schnitten sie an ihrem Rest Getreide. Sie lagen mit Leib und Seele auf der Arbeit, und es war nichts in den kleinen Tal, als der warme Schein der Sonne und das Schnarren der Flausen und die weite Geste der Mäher, die gegen die Sonne zogen. Der alte Bichel führte. Er war größer und knochiger als die andern, die nach ihm kamen. Die Sonne, die schon den Hang über den Maffelter hatte, schien ihm in das große, harte Gesicht. Er hielt die Griffe der Flaufe sicher in seinen knochigen Händen wie in einem Schraubstock.

Jenseit des Waldes schnatterte die erste Mähmaschine. Bärnd Bichel griff fester an die Griffe, und die blanke Sense blühte in der Sonne, ehe sie ins rauhe Stroh fuhr. Es war ein herber Duft um ihn von Kraut und reifem Stroh, den zu atmen eine Lust war.

Bärnd Bichel hatte nicht gern, daß die Maschine sich zwischen die Menschen und die Erde drängte. Und doch mußte es sein wegen der vielen Arbeit, die nicht mehr zu bewältigen war. Er sah die alte Zeit schwinden. Stück um Stück wurde sie fortgerissen.

Er dachte mit Bitterkeit an das, was war, und an das, was kam. Es ging eine große Wandlung vor sich mit dem Bauernstand, der das Persönliche, das er an sich hatte, verlor: in Kleidung, Arbeit und Lebensart. Was lange gut gewesen war, war auf einmal nicht mehr gut. Zu seiner Zeit war der Bauer noch der Herr im Land, und Bauer war Trumpf. Die Bauern hatten ihre eigenen Sitten und ihren Bauernstolz. Sie waren Herren wie die Herren der Stadt, mit denen sie an den Markttagen in den besten Wirtschaften Wein tranken. Und die kleinen Leute auf den Dörfern waren, was sie sein sollten: die Knechte der Bauern. Heute wußte niemand mehr, wo der Unterschied zwischen Bauer und Tagelöhner war. Heute lief alles dem Arbeiter nach, der der neue Herr der Welt wurde. Die alte Welt ging auf dem Kopf. Und das alles war die Schuld der Fabriken und Maschinen, die das ruhige Gleichgewicht, in dem die Welt sich bewegte, über den Haufen warfen.

Das böse Klappern von drüben kam ihm vor wie der lärmende Geist der Neuzeit, den er haßte, weil er dem Menschen das Persönliche nahm, das ihn von allen andern unterschied.

Die Jungen arbeiteten im Schweiß und horchten auf die Maschine wie auf eine Retterin.

„Ihr seid verwöhnt, sagte Bärnd Bichel, wenn sie klagten; ihr wißt nicht, was arbeiten ist.“

Sie wurden spät fertig; die Sterne standen schon am Himmel, und der Mond leuchtete über die

Spitzen der Bäume, als sie nach Hause gingen. Die Hände und Füße brannten ihnen vor Müdigkeit. Bärnd Bichel hatte seine Pfeife angezündet, und der Rauch zog um sie und mit ihnen voran. Warme Luftstöße, die vom Berge wehten, hauchten sie an.

Als sie oben auf die Straße gekommen waren, blieben sie stehen und sahen rückwärts auf ihr Werk. Aus den Wiesen stiegen weiße Nebelschleier, und jenseits der Nebelbank stand eine schier unendliche Zahl Getreidehaufen, zwischen denen die langen Nachtschatten lagen. Der Ort, an dem sie gearbeitet hatten, schien unendlich weit zurück zu liegen, versinkend in einer fremden Welt. Die Weidenbüsche und Erlensträucher wurden zu phantastischem Nachtspuck. Oben in den Sandkaulen schrieten die Eulen ihr schauerliches Hu . . . Hu . . . Huhuhu! Die Erde gehörte der Nacht und den Nachtgeistern, die ihr mit den Rebeln entstiegen. . . . .

Auf Bichelhof ging es lebhaft zu. Der „Bast“ rollte ein Bierfaß aus dem Keller und war in bester Laune. Der kleine Knecht stand auf einem Misthaufen und schrie aus Leibeskräften: „Rikeriki! Rikeriki!“ und flatterte mit den Armen wie ein richtiger Hahn.

In der Küche war große Bewegung. Anna Märtens war dabei, die Schwarte von einem dampfenden Schinken abzuschälen und zackig abzuschneiden. Die Margreth puderte den nußgelben Speck mit gebranntem Mehl, das sie von einem Brot abgeschabt hatte, und legte große Zwiebelscheiben hinauf.

Die Bichel hatten den „Hunn“. Die ganze Stube war voll Gäste, die warteten. Sie saßen auf Stühlen rings an den Wänden wie im Warteraum einer Bahn. Die Frauen trugen dunkle Kleider und hatten frische Schürzen vorgebunden, in denen noch die Bügelfalten hielten. Die Männer hatten alte Sonntagskleider an. Sie waren

geniert, weil sie müßig warten mußten, denn sie hatten die Gewohnheit des Müßigganges nicht. Die „Marei-Rett“ half allen über die Verlegenheit hinweg. Sie erzählte, wie die „Kleeftechersch“ und die „Kraudersch“ aneinander geraten waren. Es ging wegen eines Hügels, an dem sie beide ein Recht haben wollten, das Gras zu schneiden. Es begann mit einem Schimpfen, und dann gerieten sie sich in die Haare. Sie hatten sich so fest gepackt, daß man sie nicht mehr von einander brachte. „Die Schreie hättet ihr müssen hören, die da abfielen, sagte die „Marei-Rett“. Schließlich blieb kein anderer Rat, als daß einer einen Eimer Wasser über sie schüttete; das half.“

„Da wurde die „Kraudersch“ auch einmal gewaschen, sagte einer; das geschieht der nicht alle Tage.“

„So etwas Spassiges hab ich mein Lebtag noch nicht gesehen“, sagte die „Marei-Rett“ und wischte sich die Nachstränen mit einem Zipfel ihrer Schürze aus den Augen.

„Die zwei machen dem Teufel die Hölle noch heiß“, sagte ein zweiter. „Wenn er sie überhaupt will“, fügte er dann vorsichtig hinzu.

Ein anderer mußte wieder eine vom Dudder. Seit einiger Zeit trieb er das Vieh in der bittersten Tageshitze aus den Ställen in die Sonne. „Er hat in irgend einem Buch gelesen, daß Licht und Wärme lebenerhaltend wirken, und er behauptet nun, daß der Mensch seine Nahrung ganz aus der Sonne ziehen kann. Jetzt macht er die Probe mit seinem Vieh.“

„Er soll mit sich selbst anfangen“, sagte einer.

„Man sieht allerdings seinem Vieh es an; die Sonne scheint schon fast hindurch, so mager ist es“, sagte ein zweiter.

„Wenn er so voranfährt, kommt er noch an den Bettelstab“, sagte ein dritter.

So unterhielten sie sich über das, was sich in der Gegend zutrug, und die Zeit flog. Als die Schnitter aus den „Sunneburen“ gekommen waren, halfen die Frauen den Tisch anrichten, und dann begann das Essen. Es gab Suppe mit Schinken und Zukost und Bier im Überfluß. Der Schinken war ein Brunkstück, das seine fünfzehn Pfund wog.

„In früherer Zeit war es ein Hahn oder ein Hase, den einer im Lauf fangen mußte“, sagte Bärnd Bichel, als er den „Sunn“ anschnitt.

„Der da tut's auch“, sagte der „Sèng“.

Der alte Bichel war ganz in die Arbeit des Vorschneidens vertieft. Er machte sich eine Ehre daraus, schöne Stücke zu schneiden, aber er schnitt Bauernstücke, d. h. recht dicke.

Einige aßen, daß ihnen die Augen aus dem Kopf standen. Der Bichel kann es machen, dachten sie.

Bärnd Bichel, der immer noch zusprach, blieb selbst mäßig; er trank besonders kein Bier, das nach seiner Meinung gut für die Arbeiter und Tagelöhner war. Das kleine Fest war ihm lieb, weil es das Verhältnis zwischen Arbeiter und Bauer so wiederpiegelte, wie er es gern sah. Sie sollten für ihn arbeiten und dabei reichlich an seinem Tische zehren; auf eine Handvoll kam es ihm nicht an.

Während des Essens ging die Rede von der Arbeit und dem Ertrag des verflossenen Jahres, streifte die Zukunft und bog dann auf die Vergangenheit zurück, um sich hier festzulegen. Der alte Bichel, der in aufgeräumter Stimmung war, erzählte, wie es vor Zeiten in Benzen ausah. „Damals, begann er, lagen noch alle die alten Driescher, wo wir jetzt den schönsten Weizen ziehen, brach, weil man nur Holzpflüge und Holzeggen kannte und weil die künstlichen Dünger gänzlich fehlten.

Damals gab es auch noch ganze Schafherden in den Dörfern und richtige Schäfer mit Schaufel und Schäferhund. Es war eine goldene Zeit für die Bienen, denn den ganzen Sommer über war der Bann voll Feldblumen. Wenn dann der Herbst kam, wurden der Flachs und der Hanf, die in großen Mengen wuchsen, auf die Driescher gespreitet, damit die Strünke in der Herbstwitterung faulen sollten. . . . .

„Ja, unterbrach die „Marei-Kett“ und bekräftigte die Aussagen des alten Bichel; die „Spellekaul“ und die „Bröckkaul“ haben noch heute ihren Namen von dem Flachs und dem Werg, die dort gebrochen wurden. Es waren auch richtige Ofen zum Trocknen da wie die Backöfen.“

„Damals wurde überhaupt wenig Weizen gesät“, fuhr Bärnd Bichel fort, der gewartet hatte, bis die „Marei-Kett“ fertig war. „Die Bauern pflügten nur das leichteste Land und säten Hafer und Korn und Wildkorn hinein. Ihr beklagt euch heute über die Arbeit, die das Schneiden mit der Flaufe macht; damals wurde alles mit der Sichel geschnitten: das war Arbeit. Allerdings wurden auch nur die Ähren geschnitten; das Stroh blieb auf dem Acker zur Düngung, oder die Armen erhielten die Erlaubnis, es für ihre Betten zu schneiden . . . .

Je mehr der alte Bichel erzählte, desto wunderlicher erschien den Jungen die alte Zeit. Ihre Verwunderung machte ihm Spaß. Er fuhr fort: „Damals hatten die Bauern auch nicht viel Vieh in den Ställen, und die Häuser waren größer als die Scheunen. Das Vieh war auch so billig, daß die Zucht sich nicht rentierte; ein Kalb kostete einen Taler und eine Kuh vielleicht sechzig Mark, dann mußte es aber schon eine schöne sein. . . . .

Da brachen sie in ein helles Lachen aus; so etwas schien doch nicht menschenmöglich zu sein.

„Es ist aber so“, bestätigten der „Seng“ und die „Marei-Kett“.

„Die damalige Lebensweise war auch grundverschieden von der heutigen, nahm Bärnd Bichel seine Erzählung wieder auf. Wir aßen hier auf dem Hof in der Woche nur zweimal Fleisch, am Mittwoch und am Sonntag, dann aber soviel, daß jedermann sich das Leid daran aß und die übrigen Wochentage keins begehrte. . . . .

„Was aßen die Leute denn sonst?“ fragte Joseph Bichel.

„Haferbrei und Knödel und „Sterzelen“ . . . . .

„Gott sei Dank sind diese Zeiten für immer vorbei“, sagte die Margreth, welche viel auf das Fleisch hielt.

„Damals waren auch die Kartoffeln selten“, erzählte der alte Bichel weiter, ohne sich um die Unterbrechung zu kümmern. „Wir hatten einmal hier auf dem Hof ein halbes Fuderfaß voll, das war eine Affäre im ganzen Umkreis, und es wurde noch jahrelang davon gesprochen. Statt der Kartoffeln aßen die Leute Äpfel oder Birnen; davon machten sie ganze Fässer voll ein. Allerdings waren auch damals die Bäume der Äpfel so sicher wie heute der Blätter. . . . .

„Wie man nur bei solcher Kost leben und arbeiten konnte!“ wunderten sich die Jungen.

„Steinalt wurden die Leute dabei, und doch arbeiteten sie ganz anders wie heute. Um vier Uhr standen sie im Winter auf, um zu dreschen. Dann kamen die kleinen Leute und halfen für zwei Sous und die Hafersuppe am Morgen. Es war nicht, daß man sie nicht völlig gehabt hätte; sie liefen einem das Haus aus, um kommen zu dürfen.“

Das alles schien so abenteuerlich fremd, als ob es in das Reich der Fabel gehöre. Sie saßen wie in einem Traum und verloren das Bewußtsein von der Zeit. Sie

schiene auf einmal um Jahrhunderte zurückgesetzt, und doch konnten sie an die rühren, die das miterlebt hatten.

„Ja! sagte der „Hèng“, die Zeiten haben geändert.“

„Die Zeiten und die Menschen, „Hèng“, sagte Bärnd Bichel.

Es waren freilich andere Zeiten. Die Regierung drängte die Bauern gegen ihren Willen auf den mühsamen Weg der Neuerungen und Verbesserungen. Die Wege wurden ausgebeffert, die Wasserläufe geregelt, der Bau von Wasserleitungen angeregt. In den Dörfern verschwanden die Strohdächer, und die Häuser standen schmuck und weiß neben den sauberen Wegen. Neue Ackergeräte kamen ins Land, und die Thomasschlacke wirkte Wunder. Fremdes Zuchtvieh kam aus Belgien und Holland, und die umgebauten, hellen Ställe füllten sich mit Rassenvieh. Die Landwirtschaft verjüngte sich und nahm reichen Zusatz aus der Schicht der Tagelöhner und Arbeiter. Die Alten wehrten sich aus Starrsinn gegen die Neuerungen, so gut sie konnten. Aber sie wurden überflutet und fügten sich mürrisch der neuen Zeit, deren Vorteile sie widerwillig anerkannten. Doch so hochsbeinig waren sie nicht, daß nicht dennoch eine langsame Wandlung mit ihnen vorgegangen wäre. Und es entstand in der Generation von damals eine pietätvolle Verehrung für den Mann, der an der Spitze der Regierung stand und den Bauern all das zu Gute tat. Er war ihnen der Landesvater, mehr als die Fürsten. Wenn sie von ihm sprachen, sagten sie „den Här Eyschen“, wie sie sagten „den Här Pascho'er“.

„Er mußte den Bauernstand zu ehren, wie er geehrt sein soll, denn er gibt dem Lande das Brot. Vielleicht kommt noch einmal der Tag, wo man mehr auf ihn angewiesen ist als jetzt“, sagte Bärnd Bichel.

Er redete noch mehr von der Würde des Bauern-

standes, der die Grundlage des Staates und der menschlichen Gesellschaft überhaupt war und den Könige und Kaiser geehrt hatten.

Über den Tumult der Taggsarbeit hinaus, in dem sie für gewöhnlich untertauchten, hob der alte Bichel sie für eine Stunde empor und wies sie mit erhobenem Finger auf einen Weg, den zu gehen ehrenvoll war.

Er ging vor den andern zu Bett wie gewöhnlich. Er hörte noch eine Zeitlang den lauten Wirrwarr der Stimmen, die zu ihm herausschlugen. Dann entschlief er, vom Schwall der Reden getragen und in den Schlaf gewiegt.

Als Bärnd Bichel fort war wurden sie lustig. Sie tranken Bier und süßen Johannisbeerwein, der rasch zum Kopfe stieg. Die Frauen besonders wurden ausgelassen. Die „Marei-Kett“ erzählte lustige Geschichten von alten Leuten aus alter Zeit, besonders vom „Friedchen“. Der „Friedchen“ war der letzte Schäfer von Benzzen und ein drolliger Kauz, von dem man nicht wußte, ob er sehr klug oder sehr dumm war, und ob er die Leute zum Besten hatte oder die Leute ihn. Sie erzählte unter Lachen, wie sie den „Friedchen“ auf der Kirmes binden mußten, weil er zu viel gegessen hatte, und wie sie ihn in den Hühnerstall sperreten, damit er Eier legen sollte; und wie der „Friedchen“ die Eier zuerst aß, indem er sagte, es sei so in der Natur, daß zuerst oben herein müsse, was wieder unten hinaus sollte.

So flog die Zeit, und als sie auseinander gingen, war es Mitternacht. Der Mond schien hell, und die Sterne funkelten. In den fernen Dörfern bellten die Hunde einander zu. Der Nebel zog weiß über die Wiesen, und die Sternschnuppen flogen wie die Seelen von toten Menschen. . . .

Als die „Marei-Kett“ durch's Dorf kam, hörte sie aus dem Schuppen des Hirtenhauses Weinen und Wimmern. Das rief sie in das wirkliche Leben zurück, das voll Leid war. Sie ging auf den Schuppen zu. Der Mond schien hell hinein und zeichnete scharf und unbeweglich jedes Ding und seinen Schatten. Auf einem Haufen trockener Blätter lag die „Hirdekett“ in Kindesnöten. Die alte „Marei-Kett“ war gewohnt, im Leben anzugreifen, wo es anzugreifen galt, und sie half so gut sie konnte. Als es vorbei war, fragte sie die „Kett“ erst, wie sie mit ihren sechzehn Jahren zu dem Kind gekommen war.

„Es war mein eigener Vater, sagte sie, als ich noch ein Kind war. Jetzt stößt er mich mit Füßen und hat mich aus dem Hause gejagt, damit ich krepriere.“

„Mein Gott, mein Gott! sagte die „Marei-Kett“; ist es nur möglich!“ Sie kümmerte sich noch ein wenig um das Mädchen und suchte einige tröstliche Worte, um fortzukommen, denn sie war müde. Sie nahm das Stück Kuchen, das Anna Märtes ihr gegeben hatte, vom Boden auf, wohin sie es gelegt hatte, und wollte gehen. Als die „Hirdekett“ den Kuchen sah, konnte sie sich nicht mehr zurückhalten: „Marei-Kett!“ sagte sie tonlos, ich bin hungrig.“ Und sie streckte die magere Hand hin. Der Mond, der weiter vorgerückt war, schien ihr jetzt in das bleiche, verhärmte Gesicht, das aschfahl war, und in das wirre, blonde Haar, das in Unordnung um den Kopf hing.

Da brach die „Marei-Kett“ ein großes Stück Kuchen ab und reichte es hin. Die „Hirdekett“ biß gierig hinein und richtete sich halb auf. Die Mondstrahlen suchten langsam an ihrem mageren, kraftlosen Körper hinunter.

**E**s war das Fest der Toten. Alle Glocken läuteten; es war das Fest all der Toten von Benzen. Die von Benzen hatten keine Kirche und keinen Kirchhof. Sie trugen ihre Toten den Berg hinunter ins Tal wie man die Ernte von den Bergen hinunterfährt. Die Kirche stand unten im reichen Wiesengrund, wo die Schley floß. Um den spitzen Kirchturm kreiften die Dohlen. Die Vögel haben in ihrem Flug einen Angelpunkt wie die Menschen in ihrem Leben. Der Kirchturm war der Angelpunkt im Leben derer von Benzen. Sie zogen fort und kamen wieder in langen Kreisflügen wie die Dohlen. Wenn sie starben, legten sie sich ganz nahe an die Kirche, damit sie den Klang der Glocken hörten, wenn sie zur Auferstehung riefen. Es fiel ihnen oft schwer, von der Sonne fortzugehen und von dem Leben, das sie liebten. Es war ihr letzter Trost, wenn ihnen der Priester sagte, daß sie in die Erde gelegt wurden wie eine Saat. Das glaubten sie leicht, weil sie es verstanden. Sie sahen ja jedes Jahr das Korn aus dem Boden sprossen.

Von allen Dörfern tönten die Glocken; es war das Fest aller Toten. Die Glocken sind die Stimmen der Dörfer, mit denen sie zu einander reden, wenn der Lärm der Arbeit schweigt. Sie reden vom Leben und Tod, die einander ablösen, und von der großen Auferstehung, die aus der Erde flutet. Es ist eine Ungeheuerlichkeit, den Kirchen die alten Glocken zu nehmen; dann finden die Alten sich nicht mehr zurecht in der großen Ewigkeit, und am Tage des Berichtes wird es ein großer Wirrwarr.

Die Kirche von Schleyen wimmelte schwarz von Menschen, die sich im Gang und in der offenen Türe drängten. Sie war flitterbunt und geschmacklos gemalt.

Die Farhengirlanden stiegen leuchtend an den Wänden auf und schlugen flammend unter der Decke zusammen. Im Chor standen schwarze Fahnen und die Totenbahre. Die Kerzen brannten rot auf den schwarzen Leuchtern, an denen Pappbilder mit grinsenden Totenköpfen hingen. Die klagende Weise der Totenpsalmen griff an die Herzen der Beter und mahnte eindringlich an den Tod und die Toten. Die dunkle Masse der Kleider wurde zum großen Trauerschleier, über dem die bleichen Gesichter leuchteten. Aus den Herzen, in denen der Schmerz brannte, schlugen Flammen empor wie rote Lichter.

Nach der Totenvesper stieg der Priester auf die Kanzel zur Totenpredigt. Sie setzten sich geräuschvoll nieder; dann wurde es stille, und sie warteten auf die großen Worte vom Tod und von den Toten und von der Ewigkeit.

Der Pastor von Schleyen war ein alter, wunderlicher Mann mit roten Backen und spärlichem Haar, der vor vielen Jahren aus der Stadt unter die Bauern gekommen und wie einer von ihnen geworden war. Er war beliebt wegen seiner Einfachheit und seiner großen Anspruchslosigkeit. Er ließ die Leute in Ruhe, und es merkte keiner, daß er da war. Sie gewinnen ihren Himmel so wie so schwer, dachte er, wenn er über die Felder ging und sie in Wind und Regen und Sonne sich abrackern sah.

Er sagte einige wenige Worte über die Gräber, in denen er ungefähr folgendes entwickelte: „Die Gräber sind der Ort, wo Leben und Tod dicht nebeneinander stehen; wo das, was gewesen ist, zu dem spricht, was kommt; wo Tote und Lebende sich die Hand reichen und eine Kette bilden, deren Ringe hinunterreichen bis in die Wurzeln der Erde. Viele haben versucht, diese Kette zu

zerreißen, die sie wie eine Fessel empfanden, und sind darüber zu Grunde gegangen.

Wenn ich sage, daß keiner die Kette zerreißen soll, die ihn an die Erde und an die Heimat bindet, so will das nicht heißen, daß keiner fort darf. Aber wer fortgeht, soll die Heimat im Herzen tragen! Keiner von euch steht allein in der Welt; ein jeder hat Rücksicht zu nehmen auf die einen, die in den Gräbern liegen und seinen Namen tragen, und auf die andern, die ihn später Vater oder Mutter nennen. Das Grab ist euer Stolz und euer großes Gut: das Familiengrab, durch das ihr hineingeht in das große Haus der Ewigkeit wie durch eine Pforte. Macht, daß ihr die Schwelle rein haltet, die ihr rein findet. Schmücket die Gräber nicht nur mit Blumen und Kränzen; schmücket sie mit euren Tugenden und eurer Tatkraft, damit ihr ein Beispiel werdet und ein Ring in der Kette, der nicht reißt!“

Noch nie hatte der alte Pfarrer seine Zuhörer so unter dem Bann seiner Rede gehalten. Es war kein Jammern und Klagen um verlorenes Gut; es war ein starker Aufruf zur Tat, der aus den Gräbern von Schlenen stieg, wo all die alten Bauern mit den harten Arbeitshänden zum ewigen Schlafe gebettet lagen. Es war ein froher Aufruf zur Arbeit, durch die immer wieder das Leben über den Tod siegt.

Bärnd Bichel saß auf der Empore in der vordersten Reihe. Die Rede ging wie ein warmer Strom durch ihn. Die Worte zogen ihn empor, und er stand um besser zu hören.

Auf daß ihr ein Beispiel werdet! Ja! das war es, was ihm unbenutzt in allem vorgeschwebt hatte und wozu er die Worte nicht so recht finden konnte.

Auf daß ihr ein Beispiel werdet! Und ein Ring in der Kette!

Über die Gräber spazierten Fremde, die nach Kreuzen und Namen suchten. Die Gräber waren einfach geschmückt mit schwarzen Perlenkränzen und Büscheln von Papierrosen und mit den schwarzen Beeren des Liguster. Da standen noch Leichensteine von Häusern, die längst nicht mehr waren. Schlichte Kreuze aus Sandstein mit vermittelter Schrift und mit sinnvollen Sprüchen, in die irgend ein Eigenbrödler den Sinn des Lebens zusammengefaßt hatte, das immer mit dem Tode zusammenbrach. Hier lag die Kunst in ihren ersten Anfängen. An einem Kreuz hatte der Kreuzermacher zwei Hände in einandergemeißelt, zwei ungefüge Finger, um die eine Brautseife geschlungen war. Hier hatte der Tod einmal weh getan; nun war es längst vorüber. . . . .

Seit dem frühen Morgen standen die Wolken reglos wie eine bleierne Wand. Aus den grauen Dünsten bildeten sich schwarze Flockenwolken, die regenschwer waren und langsam tiefer sanken, und ein feuchter Wind stieß in kurzen Zwischenräumen von Westen. Ein gewaltiger Rabenschwarm flog krächzend über das Tal und zog gegen den Galgenkopf.

Die Totenvesper war zu Ende, und die Menschen strömten aus der Kirche auf den Kirchhof. Es war erstaunlich, wie viele Fremde da waren. Es waren eigentlich keine Fremden, denn sie hatten alle bekannte Züge: die Familienzüge, die von der Fremde in einer Generation nicht verwischt werden konnten. Sie stellten sich jedes Jahr ein zur großen Totenschau, damit sie ihren Platz auf dem Kirchhof nicht verloren.

Sie hatten knochige und faltige Gesichter, die von der Arbeit gebräunt und vom Wind ausgetrocknet waren. Es waren starke Individualitäten, deren typische Züge die harte Lebensweise härter ausgemeißelt hatte. Sie standen eckig und ungefüge an den Gräbern. Der kalte

Wind strich ihnen über die kahlen Köpfe und färbte ihnen die Gesichter blau. Sie achteten es nicht. Sie standen nach uralten Familienverhältnissen auseinandergerissen, denn der Tod hielt fester zusammen wie das Leben. Auf den Gräbern der Stockhäuser standen lange Reihen, die sich drängten.

Das Leben ist reich auf den Dörfern. Sie säen es, wie sie die Saat säen: völlig, da sie wissen, daß nicht alle Körner aufgehen. Es bleibt immer noch eine reiche Ernte: genug, daß sie davon an die Städte abgeben können. Sie geben das Beste ab, wie sie die beste Ware auf dem Markt feilbieten. Es ist ein großes Glück für die Welt, daß irgendwo das Leben im Überfluß wächst, damit die Lücken ausgefüllt werden können.

Die keine eigenen Gräber hatten, gingen auf fremde, wenn sie zugelassen wurden. Sie wollten das Beständnis nicht machen, daß sie keine Toten im Boden hatten, denn das war eine Unehre. Es waren ein paar da, die keiner auf seinem Grabe dulden wollte. Die gingen mit hallenden Schritten über den Kirchhof fort. Sie gingen durch die stillen Wiesen dem trostlosen Wege nach, an dessen Ende kein Heim und keine Heimat waren. . . . .

Die Klage des „Miserere“ zog feierlich über die Gräber und klang über die Kirchhofsmauer hinaus ins Wiesental, wo sich die weite Welt in einer Flucht von Dörfern öffnete. Die ersten kalten Regentropfen fielen aus den niedrigen Wolken, und ein Windstoß rauschte durch die Tannen, die von dem alten Schloß her an der Südseite des Kirchhofes standen. Hoch oben am Galgenberg flogen die Raben um den Galgenkopf und richteten. Sie setzten sich in die Äste der „Ech“ und schrieten und lärmten durcheinander. Dann schwiegen sie plötzlich und einer von ihnen flog auf und krächzte und klagte an und setzte sich; ein zweiter flog auf und krächzte und verteidigte sich.

Und auf einmal brach ein wüstes Lärmen los, und der ganze Haufe stürzte sich auf einen von ihnen, der mit raschem Flügelschlag das Weite suchte.

Sonst war eine große Stille in der Welt. Die Allerheiligenblumen auf dem Kirchhof wehten leise hin und her. Es war ein großes Absterben draußen in der Natur. Nur die häßlichen Raben, die hundert Jahre alt wurden, krächzten.

Manch einer von den Betenden sah ihrem Treiben zu. So flogen sie jedes Jahr um die alte Eiche und wollten oder konnten nicht fort. Es war mit den Raben wie mit den Menschen. Sie kamen nur schwer über das Kirchspiel hinaus. Viele wollten in ihren jungen Jahren hinaus und wehrten sich gegen die Heimat, und wenn sie alt wurden, wuchsen sie immer tiefer in die Heimat hinein wie die Bäume auf der Flur.

Als alles vorüber war, gingen sie von den Gräbern fort, die keine Toten hatten, zuerst; dann folgten die andern in gemessenen Abständen je nach der Liebe, die sie zu ihren Toten hatten, oder nach dem Schein der Liebe, den sie erwecken wollten. Die Kirche wurde wieder der stille Mittelpunkt, um den sich die Geschicke derer von Benzen drehten.

Die Bichel gingen zusammen heim. Sie gingen schweigend, denn sie hatten sich nichts zu sagen. Sie waren mit ihren Gedanken bei den Toten.

Von hinten holte einer sie ein, der auf krummen Beinen einherstelte. Es war der „Lillepetchestid“, der auf die Gräber gekommen war. „Guten Abend!“ sagte er, als er noch einen Schritt hinter den beiden war.

Sie wandten sich um und gaben ihm die Hand.

„Bist du wieder nach der Heimat schauen gekommen?“ fragte Bärnd Bichel.

„Ja, sagte er; sie ist noch immer dieselbe.“ Vor ihnen

stieg der Weg steil zwischen Hecken empor gegen Benzen. Rechts und links dehnten sich endlos die Saatsfelder.

„Wie kommt ihr denn aus mit den Leuten da unten?“

„Es kümmert sich keiner um den andern. Es sind viele Fremde da, die keiner nach des andern Herkunft fragen.“

„Es wird viel Geld dort verdient“, sagte Peter Bichel.

„Es wird viel Geld dort verdient, aber es sind auch viele, die in der Not leben; die ist überall zu Hause.“

„Verdient ihr denn auch viel?“ fragte Bärnd Bichel.

„Genug um zu leben!“

„Gefällt es euch denn eigentlich da unten?“ fragte Peter Bichel.

„Es gefällt uns ja; im Anfang mißfiel uns die rauchige Luft, und das Lärmen der Hochöfen störte uns im Schlaf. Aber es hat auch sein Schönes, wenn abends der Stahl fliebt.“

„Das sehen wir ja auch hier in den Wolken flammen.“

Der Wind erhob sich stärker, und ein kalter Regenschauer schlug gegen die Erde. Von denen, die vor ihnen gingen, spannten viele die Schirme auf. Der „Lillepetchestid“ sah nach der Richtung des Windes: „Es wird noch heute Abend ein Stürmen, sagte er; der Wind erhebt sich.“

„November muß Sturm und Wind haben, sonst gedeihen die Saaten nicht, sagte Bärnd Bichel. Du wirst wohl die alten Bauernregeln noch nicht vergessen haben.“

„Noch nicht. Sobald wir können, schaffen wir uns auch da unten wieder Land an.“

„Dann sucht ihr euch eine neue Heimat, sagte Peter Bichel; es ist auch mehr Freude da unten.“

„Vielleicht mehr Lärm!“ berichtigte der „Lid“.

„Du kannst Recht haben, sagte Bärnd Bichel. Die

Freude und das Glück sind eins; sie wohnen in der Stille.“

Die drei gingen einen Augenblick schweigend weiter. Dann wandte sich der „Tid“ an Peter Bichel. „Du hast kein Glück gehabt mit deinem Kind“, sagte er.

„Nein! sagte Peter Bichel. Es ist blind.“

„Es trifft sich gut, daß ihr die Blindenanstalt in Schlesen bekommen habt; da wird es gut versorgt.“

„Es kommt nicht hin, sagte er; wir halten es zu Hause.“

„Du hast Recht, daß du es nicht in fremde Hände gibst“, sagte Bärnd Bichel.

„Wie ist es denn mit dem Bauen? erkundigte der „Tid“ sich weiter. Du wolltest ja bauen. Oder hast du den Mut verloren?“

„Wir fahren diese Woche noch an die Steine, sagte Peter Bichel. Man muß das Glück zwingen.“

„Über der Arbeit vergift das Leid sich am leichtesten, sagte Bärnd Bichel. Den Sommer über hatte keiner Zeit, daran zu denken.“

Unterdessen waren sie am Hause des Peter Bichel angekommen. Er wollte sie mit hineinnehmen. Als sie nicht mitgingen, zeigte er ihnen wenigstens, wohin und wie er bauen wollte. „Wenn du nächstes Jahr wiederkommst, steht ein schöner Bau hier“, sagte er, indem er sich vom „Lillepetchestid“ verabschiedete.

„Ein Jahr ist lang, sagte Bärnd Bichel. Wer weiß, was noch unterdessen vorgefallen kann!“

„Es kann ja auch Glück bringen, sagte Peter Bichel, dann ist es kürzer.“

Die beiden andern setzten ihren Weg allein fort. Im Weitergehen erkundigte sich der „Lillepetchestid“ nach dem Lande, das sie versteigert hatten. Er nahm warmen Anteil daran, und es kam eine wehmütige Stimmung

über ihn, besonders als sie an dem verfallenden „Tillepetcheshaus“ vorbei kamen.

„Fällt es euch denn nicht hie und da schwer, wenn ihr an die Heimat zurückdenkt?“ fragte Bärnd Bichel.

„Es hält ja schwer den Ort zu vergessen, wo einer als Kind gelebt hat und glücklich war.“

„Du meintest doch auf der Versteigerung, daß das Weggehen euch nicht schwer würde.“

„Es ist mit der Heimat wie mit den Eltern; man merkt erst, was sie einem waren, wenn man sie verloren hat.“

„Wenn man bedenkt, daß es so viele gibt, die sie mit Füßen stoßen!“ sagte Bärnd Bichel.

Als sie auf den Bichelhof gekommen waren, wollte Bärnd Bichel den „Tid“ mit ins Haus nehmen. Er lehnte es ab und schüzte vor, daß es Zeit war, auf den Zug zu gehen.

Bärnd Bichel sah ihm nach, wie er einsam zwischen den hohen Bäumen hindurch in die Fremde ging. Es muß ein eigenes Gefühl sein, dachte er, wenn einer, der eine Heimat hatte, sie verlor.

Gegen Abend kam Peter Bichel auf den Hof, um eine Stunde zu plaudern. Es war niemand in der Stube, als der alte Bichel, der in der Dämmerung seine Pfeife rauchte und daran dachte, wie der Tod um ihn mit den Alten aufräumte. Die rote Glut des Ofens flackerte an den Mauern empor. Aus der „Spöndchen“ drang gedämpft das einschläfernde Summen der neuen Milchmaschine, das schon zu einer Gewohnheit des Hauses geworden war.

Peter Bichel setzte sich an den Ofen und stopfte eine Pfeife von dem Tabak des alten Bichel. Sie rauchten

eine Zeitlang wortlos. Der Rauch zog duftige Kringeln um sie und schmelte durch die ganze Stube.

„Der Tillepetchestid“ sieht nicht gut aus“, sagte nach einer Weile Peter Bichel.

„Sie werden nicht alle Freude da unten haben“, antwortete Bärnd Bichel.

„Was hat er gesagt, daß das Haus so zerfällt?“

„Ich glaube es tut ihm weh, aber er hat nichts gesagt.“

„Und von dem alten „Tillepetchen“ haben sie immer noch nichts gehört?“

„Der wird tot sein.“

Der Regen fing an gegen das Fenster zu schlagen, und ein Windstoß drückte an die Scheiben. Die flackernde Ofenglut wurde zum stillen Leuchten, das sich auf dem Glasdeckel der Kastenuhr spiegelte.

„Ich dachte gerade, ehe du kamst, an die vielen, die ich gekannt habe und die nun tot sind“, sagte Bärnd Bichel.

Er spuckte auf die heiße Ofenplatte; der Speichel brodelte, und der Dunst zog durch das Ofenloch hinein in die Glut.

Bärnd Bichel erzählte von dem Seltsamen, das sich in den Häusern zugetragen hatte. Er zog den Schleier von vielem, was verborgen im Dorfe lag. Da gingen die Menschen in ihrer Blöße durcheinander mit ihren Fehlern und Sünden, und die besten Familien hatten tiefe Risse, die nur schlecht verkleistert waren.

Peter Bichel sah, wie der Schein vor der Wirklichkeit schwand. Mancher, der hochtrabend durchs Leben ging, hatte so gar keine Ursache dazu.

„Das Leben ist oft eine große Komödie mit bitteren Stunden, die jeder allein zu Hause verkostet, sagte Bärnd Bichel. Worauf es ankommt, ist, daß wir den Frieden

mit uns selbst haben. Darum müssen wir uns frei von Schuld halten.“

Anna Wärters kam einen Augenblick in die Stube und fragte, ob sie Licht machen sollte.

„Nein, sagte Peter Bichel; es sitzt sich so gemütlicher.“

Bärnd Bichel legte noch ein Scheit in den Ofen; die Flamme brodelte lustig und erleuchtete die ganze Stube.

Und jetzt, in der stillen Dämmerstunde, wo die tiefsten Gedanken, die sich beim Licht nicht hervorwagten, heraufglitten, sprach Bärnd Bichel zum ersten Mal mit seinem Ältesten vertraulich über die Vergangenheit des Bichelhauses und über das, was ihm oben lag. Er erzählte ihm ausführlich, wie er und seine Brüder zusammen auf dem Bichelhof lebten und wie es ausgemacht wurde, daß er, als der Jüngste, heiraten sollte, weil die beiden andern die Last der Familiensorgen nicht tragen wollten. Dafür hatten sie ihm versprochen, ihren Teil beim Hause zu lassen. Alles ging gut, bis jenes Mädchen auf den Hof kam, das alles in die Quere trieb. Der „Hennes“ heiratete sie und zog, wo du jetzt bist, der zweite wurde rappelköpfig, und als ich die „Enn“ heiratete, verkaufte er dem „Hennes“ seinen Teil und ging nach Amerika. Damals hatte ich viel Verdruß und viel Ärger, das kannst du mir glauben, als ich all das schöne Land fortgehen sah. Deine Heirat sollte alles wieder gut machen, und deshalb hielt ich darauf, daß du ein Bauer würdest, obschon du Lust hattest fortzugehen, um dein Glück zu machen. Du siehst, ich meinte es gut.“ Er dachte in die Vergangenheit zurück, und seine Worte hatten eine seltsame Wärme. „Doch das alles weißt du, fuhr er fort, und du hast genug darunter zu leiden. Aber was du noch nicht weißt, ist, daß der „Piter“ noch in Amerika lebt; er ist arm und elend und muß wahrscheinlich um sein Brot betteln. Wir haben ihm öfters geschrieben, er soll heim kommen, wo

er sein Brot hätte, aber er antwortete nicht; er will sein Unglück. Du siehst also, wie es geht, wenn einer die Heimat mit Füßen stößt.“

Peter Bichel war ergriffen von dem, was der alte Bichel ihm mittheilte. Es schien ihm ungereimt, daß einer im Elend lebte, der seinen Namen trug und von demselben Blute war. Dann überkam ihn ein großes Mitleid, das über das Meer und über das Leben reichte.

„Wenn ich so sehr darauf halte, daß ihr Kinder möglichst nahe zusammen bleibt und euch am Boden festhaltet, so hat das seine Ursache, die du nun verstehst. Die Bichel haben alle einen Drang nach der Ferne in sich, den sie überwinden müssen. Und etwas überschwengliches, das sie zu ungewöhnlichen Taten treibt, und das sie zurückhalten müssen. Ich glaube, sie haben zu viel Kraft. Und dann haben sie den Troß, das durchzusetzen, was sie wollen.“

Peter Bichel hörte dem alten Bichel erstaunt zu. Nie hatte er so zu ihm gesprochen. Es war, als kehre er sein Herz um, in das man so schwer hineinsah. Es wurde licht und hell in ihm. Alles, was der alte Bichel da sagte, lag auch in ihm. Es war wie ein Echo, das von der Ferne her auf ihn zuhallte.

„Ich wollte dir dies alles sagen, fuhr Bärnd Bichel fort, damit du siehst, wie wir alle und überall Sorgen haben. Und auch weil du mit an den Folgen der Schuld trägst, die auf dem Bichelhause liegt.“

Peter Bichel saß schweigend; er hatte die Empfindung, als werde eine schwere Last auf seine Schultern gemälzt.

„Wir müssen uns im Leben hüten vor jeder Schuld, fuhr Bärnd Bichel fort. Man hat sie rasch auf sich geladen, aber die Folgen sind oft schwer zu tragen, und eine jede Schuld heischt Sühne. Daran kommen wir nicht vorbei.“

Er schwieg wieder eine Weile. Die Uhr schlug da-  
zwischen.

„Wenn die Menschen das bedächten, es geschähe  
weniger Unheil auf der Welt, und es würde mancher  
noch leben, den die späte Reue ins Grab getrieben hat.  
Das Schlimmste aber ist, wenn andere, die uns lieb sind,  
für uns büßen. Wer das erlebt, ist nicht zu beneiden.“

Es wurde dem jungen Bichel seltsam zu Mut. Die  
unerbittliche Logik, die in den Worten des alten Bichel  
lag, rang die Selbsttäuschung, der er sich hingeeben  
hatte, schonungslos nieder. Seine Heirat war auch gegen  
die Vernunft und wegen des Landes. Und nun litten  
die Kinder darunter! Eine quälende Angst drückte jedes  
aufkeimende Hoffen in ihm nieder. Die „Marjänn“  
erwartete zum zweiten Mal. Und nun fiel ihm noch gar  
bei, was sie neulich erzählten, als sie aus der Stadt  
kamen: „Auf dem Galeffi“ in Luxemburg hatte eine  
Frau dreimal nacheinander ein taubstummes Kind be-  
kommen. Einer hatte es im Zug bei einem Gespräch auf-  
gefangen. „Wenn es diesmal nur besser geht, sagte er  
mit Anspielung auf das zweite Kind, das unterwegs war.  
Wenn es uns ginge wie den Leuten vom „Galeffi“, das  
würde ich nicht überstehen.“

„Das ist allerdings schlimm, sagte Bärnd Bichel. Es  
spricht sich zwar leicht von fremdem Unglück, das man  
nicht selbst trägt, aber der Mensch kann vieles ertragen,  
hat einmal im vorigen Jahr der „Sèng“ hier gesagt, und  
das ist wahr.“

„Aber nicht, wenn alle Kinder mißraten!“

„Du bist jetzt kleinmütig und verzagt; das darfst du  
nicht. Und übrigens wird es schon gehen. Das böse  
Blut schlägt am leichtesten auf die Erstgeburt.“

„Ich wüßte auch nicht, was ich anfangen würde,  
wenn das zweite Kind blind würde.“

„Ich denke jetzt eben an eine Warnung, die in dem kalten Winter von achtzig an die Leute erging, als die vielen Wölfe in der Gegend waren. Es hieß, daß sie keinen anzufallen wagten, der aufrecht stand und ging; fiel aber einer, so war er verloren. So ist es mit dem Unglück. Es heißt, ihm die Stirne zu bieten und ihm zu trohen. Fällt einer, so macht es sich über ihn her und frißt ihn. — Übrigens wirst du ja bald eine Beschäftigung haben für deine Gedanken, wenn du anfängst zu bauen.“

So redeten die beiden Bichel in einer ernstesten Stunde über das, was schwer auf ihnen und auf dem ganzen Hause lag. Als die andern in die Stube kamen und das Licht angezündet wurde, verabschiedete sich Peter Bichel; er wollte noch zu den Bauern, damit sie mit ihm an die Steine fuhren. . . . .

Als die Bichel zu Nacht gegessen hatten, steckte einer ein Wachsende auf den Tisch, und sie wollten für die Toten beten, bis das Ende abgebrannt war; dann kam wenigstens eine arme Seele aus dem Fegfeuer. Die Wärb hatte das Wachsende schon angezündet, das flackernd braunte, als es an die vordere Tür klopfte, die gegen die Straße lag.

„E Preiß!“ sagten sie alle miteinander. In dem Ausruf lag Ärger über den späten Störenfried und Verachtung für die ganze Klasse der Landstreicher. Es war der Abschaum, den das große Deutschland von sich in seinem ungeheuren Gärungsprozeß abstieß. „E Preiß“ war für sie alles, was zerlumpt und arbeitslos auf der Straße zog und sein Brot bettelte.

Sie öffneten dennoch. Der Bichelhof hatte weit und breit den Ruf der Freigebigkeit. Das Wohltun gehörte zur Sitte des Hauses, wie die Religion, mit der es eng

verbunden war. Neben dem Wohnhaus lag eine Kapelle, die gut unterhalten wurde. Es war seltsam zu sehen, wie viele Wanderer vorbei gingen, den Hut zogen, sich eine Weile bedachten und dann entschlossen auf den Hof schwenkten. Nie wurde einem ein Stück Brot verweigert.

Andere, die es besser machen konnten oder ein Anliegen hatten, legten eine kleine Geldmünze unter die Statue des Heiligen, dem sie eine besondere Kraft zutrauten. Wieder andere streuten zu den Füßen der Gottesmutter staubige Feldblumen, die sie am Rande des Weges gepflückt hatten. Wenn das Geld unter den Heiligenbildern reichte, wurde eine Kerze für die Erfüllung der Wünsche derer gebrannt, die schweres Leid auf einen Pilgerzug trieb, weil sie das Zutrauen zu den Heiligen der Heimat verloren hatten. Und die alte staubige Muttergottes an der staubigen Landstraße sah teilnehmend auf Freud und Leid, die zu ihren Füßen anschwemmt wie treibendes Schilf in einem Strom. . . .

Schwere Schritte schoben sich unsicher durch den Hausgang und tasteten sich voran, dem Lichte zu. Zwei dunkle Gestalten traten in die Türöffnung und boten demütig den Gruß. „Die unten im Dorf haben uns heraufgeschickt“, sagte der eine entschuldigend; er war offenbar der Wortführer. Das Wasser tropfte ihm von den nassen Kleidern auf die Diele.

„Haben Sie Papiere?“ fragte Wärnd Wichel barsch. Wenn er hochdeutsch sprach, pflegte er die Stimme wegen der Feierlichkeit zu erhöhen.

Aller Augen richteten sich auf die Fremden. Die Papiere waren jenes kleine Wunderding, das den Menschen irgendwo an einen festen Fleck auf der weiten Erde band und ihm durch die weite Welt half. Sie waren eine Fernwirkung der Heimat draußen in der Fremde und

schufen um den Träger eine Atmosphäre von Zutrauen und Ehrlichkeit, welche sie mit aus der Heimat brachten, die irgendwo in der Ferne für sie zeugte.

Die beiden reichten zwei schmutzige, abgegriffene Hefte hin, in denen die Blätter lose hingen.

„Ihr müßt aber im Heu schlafen“, sagte Bärnd Bichel etwas weicher.

Sie waren mit allem einverstanden, wenn sie nur ein Dach über dem Kopfe hatten.

Bärnd Bichel legte die beiden Hefchen in die „Läk“ an eine Stelle, wo er immer solches Zeug legte; dann wuschte er die Hände an der Hose. „Ihr bekommt sie morgen wieder, sagte er. Sie bleiben in der Nacht hier als Pfand.“ Er fragte auch noch, ob sie Zündhölzer hätten. Als sie es verneinten, schloß er den Schrank.

Darauf rief er die beiden Fremden an den Ofen, damit sie ihre Kleider trockneten. Sie legten demütig ihre Wachtuchbündel und ihre Hüte auf den Boden und kamen furchtsam an den Ofen, wo ihnen Platz gemacht wurde.

„Wir müssen ihnen auch etwas zu essen geben“, sagte halblaut Anna Wärttes im Platt.

„Seid Ihr hungrig?“ übersetzte Bärnd Bichel auf hochdeutsch. Seine Rede war etwas freundlicher. Er glaubte durch seine anfängliche Strenge seinem Abscheu gegen diese Klasse von Menschen genügend Ausdruck verliehen zu haben.

Sie sahen sich fragend einander an; sie waren natürlich hungrig.

Die Reste der Mahlzeit wurden zusammengeschüttet; es war eine ganze Schüssel voll. Sie aßen zuerst gierig, bis sie sich gewonnen sahen; dann machten sie langsamer.

Nach dem Essen mußten sie erzählen; das war der Logierpreis. Die Bichel hatten den Winter hindurch fast

jeden Abend Wanderburschen zum Logieren. Diese erzählten ihnen an den langen Winterabenden von der Heimat, die weit fort unten in Ländern war, die sie in Benzen kaum dem Namen nach kannten. Sie wurden zu Abenteurern, die am festgegründeten Herd vorüberzogen und ein wenig Poesie hinterließen und Sehnsucht nach der weiten Welt da draußen, jenseit der Mosel, über die im Sommer die Gewitter zogen.

Der eine war dunkeläugig wie die aus der Moselgegend und von gedrungenem Körperbau. Was am meisten an ihm auffiel, war, daß seine Kleider nicht an den Leib passen wollten. Er war aus Schlesien. Er erzählte von den großen Städten, wo die Arbeiter im Winter frieren und wo die Kinder mit bleichen Wangen und hohlen Augen in den Hungertod gehen inmitten der hellen Lichter. Dort litt er Hunger mit den andern, die arm waren, bis er sein Brot verdiente. Dann mußte er zum Militär. Er kam nach Trier in Garnison. Dort bekam er Streit mit einem Unteroffizier, dem er einen Arm entzwei schlug. Da mußte er fort. Ein Freund gab ihm Kleider. Da er die Moselbrücke besetzt fand, schwamm er durch den Fluß und erhielt einen Streifschuß.

„Dann dürfen Sie auch nicht mehr nach Deutschland zurück?“ fragte Bärnd Bichel.

„Ich bin Deserteur“, war die knappe Antwort. In den drei Worten lag eine Welt voll Entfagen.

„Er darf nicht mehr heim“, übersetzte Bärnd Bichel. Dann mußte der Fremde die Wunde zeigen.

Er hatte sie mit einem farbigen Wollseken, den er vom Hemd abgerissen hatte, notdürftig verbunden. Der Stoff hatte abgefärbt, und das Fleisch war rot entzündet und brannte um einen blauen Fleck, wo die Gewebe zerrissen waren und das schwarze verdorbene Blut sich stautete. Die Bärnd holte lauwarmes Wasser und reinliches Linnen,

dann wusch und verband sie die Wunde. Es war der erste große Lebensdienst, den sie einem Menschen erwies, und sie hatte dabei ein tiefes Gefühl der Befriedigung. Sie hatte das Empfinden, daß es ebenso verdienstlich ist, das Leben zu erhalten, als es zu geben.

Dem Fremden, der hier sorgsame Pflege fand, wurde sonderbar zu Mute. Er sagte nur ein kurzes „Danke!“ Mehr konnte er nicht; aber er hätte in dem Augenblick sein Leben gegeben für die Fremden, die ihm ihre liebende Sorgfalt angedeihen ließen.

Über dem Vaterland gab es etwas Höheres: die Menschheit. Und über der Vaterlandsliebe die Menschlichkeit.

„Wie leben wir doch glücklich in unserm kleinen Lande, wo jeder sein Brot hat und wo die Eltern ihre Kinder behalten, sagte Bärnd Bichel. Wenn es nur immer so bliebe!“

„Wenn die Menschen sich verträgen, sagte Anna Märtes, es wäre Plaß auf der Welt für alle.“

Sie hatten Mitleid mit dem Fremden, der ein so hartes Los trug, denn das Elend verwischt die Unterschiede zwischen den Menschen.

Sie plauderten noch weiter mit ihm und kamen auf den Allerseelentag zu sprechen. Da erklärte er ihnen, daß er Protestant sei und daß sie ein eigenes Totenfest hatten.

Da wehte es wie ein kalter Hauch über sie hinweg. Das Fremde legte sich wieder unüberbrückbar zwischen sie, und eine Ewigkeit nach dem Tode trennte sie.

Der andere hatte bis dahin noch nicht gesprochen. Er war überhaupt kein Deutscher; er war ein Italiener. Die beiden hatten sich auf der weiten Landstraße getroffen

und Freundschaft geschlossen. Sie wollten nach Frankreich, dem reichen Lande.

Er erzählte in gebrochenem Deutsch von der Glut Italiens und von der Armut, die überall dieselbe war. Und von der kleinen Hütte am Rande der staubigen Straße, die so klein war, daß die Ältesten fort mußten, um den Jüngeren Platz zu machen. Dabei gestikulierte er lebhaft mit den Armen und mit den großen, schwarzen Augen. Das Sprechen machte ihm ersichtlich Mühe. Da kam er auf einen Einfall. Er holte sein Wachsstockbündel aus der Ecke, schälte aus der abgeseuerten, unansehnlichen Hülle eine funkelnde Harmonika heraus und bat um die Erlaubnis, zum Dank für das Quartier eins spielen zu dürfen.

Er spielte und spielte, zuerst nur mit den Fingern, dann mit der ganzen Seele. Das Instrument zog und wand und krümmte sich und suchte wie ein lebendiger Leib, und die Tasten blühten. Er vergaß sein Leid und die schmutzige Straße und das Haus der Bichel. Er spielte heiße Südländtänze.

Noch, Noch! hieß es immer wieder. Er mußte immer noch spielen. Er riß die Seelen der Bauern aus ihrem ruhigen Gleichgewicht. Aus und vorbei war es mit dem Beten. Der alte Bichel war aus dem Geleise geworfen. „Ob er auch den Prinz Eugenius kenne?“ fragte er. Den hatten sie in seiner Jugend gesungen.

Er kannte die Melodie.

Da holte Bärnd Bichel oben aus der „Täk“, zu unterst unter alten Büchern, ein uraltes Gesangbuch mit zerfetzten Pappdeckeln und stellte sich unter die Lampe mit dem Text des „Prinz Eugenius“. Den las er; denn singen konnte er nicht mehr. Seine Finger zitterten, und seine Augen glänzten. Eine Stunde aus seiner Jugend schlug silbern in der Erinnerung an ihm vorüber.

Die Kinder sahen verwundert zu ihm auf. Der Weg war gar zu weit von der glücklichen Jugenderinnerung bis zu dem harten Bauerngesicht.

Dazwischen lag das Leben.

Die Stunde war schon weit vorgerückt, als Joseph Bichel die beiden Fremden schlafen führte. Sie mußten über eine Leiter in einen Schuppen, der von außen geschlossen wurde. Wollten sie Brand anlegen, sagte er, oder würde Feuer aus Unvorsichtigkeit, so müßten sie mitverbrennen. Die Stubenlampe hatte sie in ihrem engen Lichtkreis einander näher gebracht. Draußen wuchs in Nacht und Finsternis das Mißtrauen gegen die Fremde und die Fremden.

Bärnd Bichel ging vor den andern schlafen, wie es seine Gewohnheit war. Er zündete die Lampe an und verteilte den Docht, damit die Flamme und die Helligkeit größer würden, und der schwarze Rauch kringelte schattig zur Decke empor. Dann nahm er das große Familienregister aus dem Schrank, wo noch seine Brautkleider hingen. Dort hatten die alten Bichel, die vor ihm gelebt hatten, die Freuden und Leiden des Hauses aufgezeichnet. Die dicken Pappdeckel waren zerfeßt, und die Blätter vergilbt und abgegriffen. Alte Heiligenbilder und bezahlte Rechnungen und Gänsefüße zum Schreiben waren eingelegt und preßten den Rücken unförmlich auseinander. Er hielt aber zusammen, weil er mit Schweinsleder solide gebunden war. Das Papier war holzig und rauh, die Tinte vergilbt und an manchen Stellen fast erloschen. Da standen die Namen all der Bichel, wie sie der Reihe nach auf die Welt gekommen und in Unordnung gestorben waren. Eine Hand löste die andere im Schreiben ab. Es war immer dasselbe: Erwerb von Land, Geburten,

Sterbefälle. Dazwischen waren Wetterregeln eingetragen und Heiltränke für krankes Vieh, die unfehlbar wirkten. Und kluge Lebensregeln, in denen die Erfahrung der Alten sich häufte und nach denen die Bichel von Geschlecht zu Geschlecht lebten. Dinge, die sie fest an die heimatische Erde banden und an die Gebräuche des Dorfes. Aber alle, die hier die reiche Erfahrung ihres Lebens niedergelegt hatten wie einen Schatz, der in der Hut der Kommenden blieb, alle hatten sie eine Sehnsucht nach etwas, das sie nicht finden konnten und auf das sie warteten, bis sie steinalt wurden. Zwischen den Bauernregeln und den ernstesten Mahnungen über die Flucht des Lebens standen Lieder voll Sehnsucht. Sie waren mit besonderer Sorgfalt geschrieben in jenen stillen Stunden, wo die alten Bichel ihren Bauernstolz aufgaben und sich eins fühlten mit der großen fremden Welt, die unbekannt um sie stand. Mit dem Harten und Abgeschlossenen im Leben kamen sie auf die Dauer nicht aus.

Bärnd Bichel blätterte in den alten Erinnerungen und fand ein vergilbtes Porträt von dem Bruder, der in Amerika war. Er betrachtete ihn aufmerksam und lange. Bilder aus der Jugend, wie sie als Kinder mit einander gespielt hatten, stiegen in ihm auf. . . . .

Dann schlug er das Blatt um. Da fand er einen Brief, der kurz zuvor hineingelegt worden war, einen Brief aus Amerika. Er faltete das Papier auseinander und las:

Liebe Schwägerin!

Ich schreibe dir wieder, weil ich weiß, daß der Bärnd den Brief nicht lesen würde. Es geht zu Ende mit mir. Ich liege hier in einem Spital unter ganz armen Leuten. Ich hätte dir viel zu sagen, aber wozu? Ich denke in der letzten Zeit so viel an die Heimat. Es ist schwer in der Fremde sterben. Ich habe schwer gebüßt für meine Schuld. Bald ist es aus, und es ist gut, wenn es aus ist.

Ich bitte dich um einen letzten Dienst. Schick mir einiges Geld, um die Kosten des Spitals zu bezahlen, sonst werden sie meine Leiche zerschneiden. Ich möchte in der Erde begraben sein. . . .

Bärnd Bichel las den Brief, und die Hände fingen ihm an zu zittern. Er laß wieder: Ich möchte in die Erde begraben sein.

Als Anna Märtles heraufkam, saß Bärnd Bichel noch immer vor dem großen Buch. Sobald die Thür geöffnet wurde, faltete er den Brief und legte ihn fort.

Anna Märtles ahnte, daß er gelesen hatte. Sie fragte: „Hast du den Brief gelesen?“

„Ja! sagte er. Und das Geld?“

„Ich habe es heimlich fortgeschickt.“

„Du hättest es mir sagen sollen!“

„Du hattest verboten, von ihm zu sprechen.“

„Das hier ist etwas anderes!“ —

„Wenn einer gut schreiben könnte, und er würde all das Leid aufschreiben, das über die Menschen kommt, ich glaube, es wäre aus mit der Freude auf der Welt.“

„Das kann keiner!“ sagte Anna Märtles.

Dann schwiegen sie beide. Nur die Uhr tickte: Immer — Nimmer! Immer — Nimmer!

**D**ie Bauern fuhren mit Peter Bichel an die Steine. Der Wind blies ihnen hart ins Gesicht und strich den Pferden über den struppigen Winterpelz. Durch die kahlen Kronen der Eschbäume brauste der Sturm und warf die abgebrochenen, krausen Zweige knackend zu Boden. Der Regen zerschlug sich an den starren Ästen und rann in wirren, schwarzen Adern an der windstillen Seite nieder. Öde und traurig lagen die Dörfer unter dem düsteren

Himmel, ein jedes mit feinem grauen Horizont und feinem grauen Schicksal, umschlossen von einem dunklen Wälderkranz, aus dem nur wenige weiße Wege hinausführten. Weitab in den Städten, wo die geselligen Lichter brannten, träumten sie von der Landfreiheit und schwärmten von ihrer Luft. Die da draußen in den Dörfern wohnten, gingen im engen Kreis ihrer Gedanken und Sorgen, durch die keine Sonne mehr schien. Die Erde und die Gewohnheiten des Lebens hatten die Bauern und ließen sie nicht wieder los. Sie hatten Pfähle in ihr Leben gerammt und sich daran festgebunden und sie drehten in alter Gewohnheit den schweren Mahlsstein des Lebens in stets demselben Kreis, während der Wind an ihnen vorüberstrich und die Wolken über sie hintrieben. . . .

Der Zug fuhr langsam den Wetterberg hinan, aus dessen Innern die gelben Sandsteine gebrochen wurden, mit denen sie rings in der Gegend ihre Häuser bauten. Die breiten Holzkasten der stark gekürzten Wagen waren gelb vom Sandstein und leuchteten matt in dem fahlen, grauen Herbstlicht. Die Speichen der Räder waren über und über mit grauem Rot bespritzt. Die Bauern hatten sich ver mummt, daß nur mehr das Gesicht bloß war, in dem die ungepflegten Bartstoppeln wirr durcheinander standen. Sie hatten alte Mäntel an, die mit einer Lehmkruste überzogen waren, und sie gingen breitspurig und unbeholfen neben den Pferden. Langsam kamen sie auf die Höhe, und immer weiter wurde der Kranz der Wälder, aus dem immer wieder neue Dörfer aufstiegen. Die Pferde zogen langsam gegen den dunklen Wald, zwischen den ersten grauen Koppen hindurch. Die Fuhrleute gingen zusammen neben dem ersten Wagen.

„Dann willst du den Bau noch für nächsten Sommer

fertig haben?“ fragte ein Bauer Peter Bichel, dessen Gespann an der Spitze fuhr.

„Wenn alles gut geht, kommt die neue Ernte hinein.“

„Ihr Bichel macht, was ihr wollt, sagte ein zweiter. Ihr habt das Glück in Erbpacht.“

„Es ist wie man es nehmen will“, sagte Peter Bichel.

„Und Maschinen schaffst du dir auch an, um zu mähen?“ fragte wieder der erste.

„Sie sind bestellt. Anders kann man die Arbeit nicht mehr machen, da doppelt so viel wächst wie früher.“

„Früher lag allerdings vieles Driesch, was heute unter dem Pflug ist“, sagte der zweite.

„Wenn einer von den Alten zurückkäme, er würde sich wundern“, sagte der erste.

„Es soll gestern eine Kutsche ohne Pferd auf dem Bichelhof gewesen sein. Ist etwas richtig daran?“ fragte der zweite.

„Das ist richtig, ich habe sie gesehen. Es war, glaube ich, ein Photograph aus der Stadt.“

„Was die Menschen aber gescheit werden! sagte der zweite und schüttelte den Kopf. Es hätte ja auch keiner geglaubt, daß es Maschinen geben könnte, die das Getreide mähen und fertig binden. Es ist wie ein Wunder.“

„Wer lang genug lebt, kann noch manches erleben“, sagte Peter Bichel.

Der Wagenzug fuhr in den Wald, und der Wind wurde ruhiger. Er brauste nur noch oben in den Kronen, und die schlanken Buchenstämme schwankten wie Halme hin und her. Das Wasser hatte tiefe Furchen in den Weg gerissen. Die Fuhrleute gingen zu den Pferden und holten die Wagen aus den Geleisen. Und sie knallten mit den Peitschen, daß es durch den Wald hallte. Der letzte jähe Anstieg war gekommen.

Schweres Hammerschlagen hallte dumpf aus dem

Erdboden herauf. Zwischen den lichten Stämmen schimmerte es gelb aus den Steinbrüchen. Das erste Gespann bog hinein, und lautes Pferdewiehern scholl ihm entgegen. Ein Fuhrmann von Schleggen hielt da mit einer Fuhre Sand für die Blindenanstalt.

Die Wagen der Bauern fuhren an eine geschützte Stelle hinter eine Wand des Steinbruchs. Die Steinbrecher kamen aus ihren tiefen Löchern von ihrer rauhen Arbeit herauf. Peter Bichel hatte ihnen eine Flasche Branntwein mitgebracht, die er vorsichtig aus einer Pferdebedecke wickelte. Die Flasche wurde in die R<sup>u</sup>nde gereicht; auch der Fuhrmann von Schleggen erhielt einen Schluck. Sie stellten sich im Kreis um ein kleines Holzfeuer, das auf Steinscherben brannte. Die Bauern sprachen mit dem Fuhrmann von Schleggen und fragten ihn, ob die Anstalt bald fertig wäre.

„Für Neujahr denken sie Kinder zu haben“, sagte er.

„Erzähle ihnen doch, was sie gestern gefunden haben!“ sagte ein Steinbrecher.

„Habt ihr noch nichts davon gehört?“ fragte der Fuhrmann von Schleggen.

„Nein“, sagten die Bauern.

„Sie graben ja jetzt an einer Cisterne, erzählte der Fuhrmann von Schleggen, nahe bei dem alten Schloßbrunnen —

„Dicht neben der Kirchhofsmauer“, unterbrach einer.

„Eben da. Da fanden sie in einem kleinen Gewölbe, ein paar Meter unter dem Boden, dreißig Schädel, die schön übereinandergeschichtet waren. Das Wasser davon muß immer in den Brunnen gelaufen sein, denn die lose Steinmauer des Brunnenschachtes war die eine Wand des Gewölbes.“

„Pouah!“ machten die Bauern.

Die Steinbrecher lachten. Sie hatten die Geschichte

schon gehört und verdaut und sie waren an das Rauhe gewöhnt.

„Weiß denn keiner, wo die Schädel herkommen?“ fragte ein Bauer.

Der Fuhrmann von Schlenen suchte die Achseln.

„Weiß der Teufel, was sich hinter diesen alten Schloßmauern zutrug!“ sagte ein Steinbrecher.

„Es waren sonderbare Zeiten damals, sagte ein zweiter Steinbrecher. Man kann sich keine rechte Vorstellung mehr davon machen.“

„Damals galt ein Menschenkopf nicht mehr als ein Distelkopf, sagte der erste Steinbrecher. Wir können froh sein, daß die Zeiten vorüber sind.“

„Jedenfalls ist der Welt mehr geholfen mit der Blindenanstalt, die jetzt da ist, als mit diesen Ritterherren, die ihre Bauern köpften, wenn sie ihnen ein Wildschwein erschlugen“, sagte ein dritter Steinbrecher, der im Kufe stand ein „Roter“ zu sein.“

„Sie haben ja noch etwas gefunden, sagte wieder der erste Steinbrecher; etwas von einem Feuer.“

„Ja so! Die Geschichte vom Galgenfeuer“, sagte der Fuhrmann von Schlenen. „Ihr wißt ja, daß es in dem alten Schloß ein Zimmer gab, das fest zugemauert war und das man das Baronzimmer nannte, von dem allerdings absonderliches Zeug erzählt wurde. Ihr wißt auch, daß man zuerst nichts dort fand als einen leeren Mar-mortisch, auf dem hoher Staub lag, und einen Kachelofen. Als nun der Anstreicher das Zimmer tapezieren wollte, fand er in der Mauer einen geheimen Wandschrank, in dem eine alte Pistole mit einem Pulverhorn und vertrocknete Salben und Kräuter und ein uraltes vergilbtes Heft lagen. In dem Heft stehen, wie es scheint, allerhand wunderliche Geschichten von seltsamen Dingen

und Begebenheiten, die sich in der Gegend zutrugen. Ich habe nur eine behalten, die vom Galgenkopf“.

„Was ist das denn für eine Geschichte?“ fragten die Bauern, die neugierig wurden.

„Da soll vor Jahren ein großer Roetelstein gelegen haben, zehn Meter unterhalb der „Ech“, worauf einmal ein großer Verbrecher geköpft wurde, der viel Unheil in der Gegend angerichtet hatte. Seit der Zeit hatte der Stein Adern wie ein Mensch, und in stürmischen Nächten sahen die Alten nicht selten, wie er das Blut wieder ausstrahlte, daß es leuchtete wie Brand. Dann geschah jedesmal ein großes Unglück in der Gegend.“

„Ich kann mich erinnern, schon etwas Ähnliches gehört zu haben“, sagte ein Bauer.

„Wenn ich nicht irre, haben sie am vorigen Martini auf dem Bichelhof so etwas gesehen“, sagte ein anderer Bauer, indem er sich nach Peter Bichel kehrte.

„Ja, aber es wird das Leuchten vom Erz gewesen sein, sagte Peter Bichel, den das plötzliche Wiederauftauchen der seltsamen Mähr in eine wachsende Unruhe trieb.

„Wir wollen noch einen Schluck trinken auf den alten Kräuterfammer, der uns das Gruseln lehren will“, sagte ein Steinbrecher.

Sie tranken noch eine Runde und wischten sich den Mund mit dem Rücken der Hand, dann fuhr der Schlegener fort. Er ging breitspurig neben dem Wagen und knallte mit der Peitsche.

Die Steinbrecher gingen wieder an ihre harte Arbeit, und die Bauern luden die rauhen Steine, die ihnen die Finger wund schliffen. Peter Bichel arbeitete, daß der Schweiß an ihm herunterlief, um seine hangen Gedanken los zu werden.

Er fuhr als erster fort, wie er als erster gekommen war. Die gefährlichste Stelle der Fahrt war den Berg

hinunter, weil die leichten Bauernwagen nicht massiv genug waren für die Steinlast. Die Räder schleiften durch den Sand und schürften über die Steine, daß sie staubten.

Gerade bei der Ausfahrt aus dem Wald schob sich der hintere Teil des Wagens über den weichen Lehm und schlug hart in eine tiefe Rinne, das eine Rad brach aus, und der Kranz rollte in die Felder, während der Wagen schwer auf die Achse auffiel.

Peter Bichel wurde böse und schalt auf den Knecht, daß er die Schuld hätte, aber aller Ärger machte nichts besser. Sie mußten ausspannen und einen neuen Wagen holen. Über dem Heimfahren überdachte Peter Bichel die Ereignisse aus den letzten Stunden. Er hatte die Empfindung, als laure hinter ihm eine große Gefahr, deren dunkler Schatten von Zeit zu Zeit sichtbar an ihm vorbeifiel.

Als die andern Bauern den gestürzten Wagen sahen, dachten sie: Der Bichel hat Unglück beim Bauen.

Es wurde schon spät, ehe die Bichel mit dem leeren Wagen zurück waren, und, als sie fertig umgeladen hatten, stieg überall die Dämmerung aus der Erde auf. Die Häuser und Dörfer tauchten allmählich darin unter, nur der Galgenkopf jenseit der Straße stand noch scharf umrissen gegen das letzte Licht im Westen. Man sah deutlich die Silhouette eines Mannes, der über der Erde gebückt arbeitete. Es war der „Heng“, der in seinem Berg harkte; dann hob auch er die Hacke auf die Schulter und ging eine Weile am hellen Rand des Berges abwärts, um dann im Dunkel der Niederung zu verschwinden.

Als Peter Bichel am Galgenkopf vorüber kam, war finstere Nacht. Der Weg ging zwischen hohen Hügeln, wo dorniges Gestrüpp stand, in dem der Wind pfliff. Die Büschel waren wie kauernde Menschen und Tiere. Die

Nacht um ihn wurde jene feindliche Macht, wo das Unglück den Menschen seine Fallstricke legt. Peter Bichel dachte unwillkürlich an das Galgenfeuer und sah nach dem Galgenkopf, den er nur als eine dunkle Masse unterschied. Da auf einmal färbte der Himmel sich rot, und es flammte in den Wolken, und es lag wie ein Widerschein auf dem Berg. Es war das Leuchten vom Erz, das hinter dem Wetterberg emporstieg; es konnte kein Zweifel daran sein. So war es gewiß auch damals am Martiniabend, und die phantastische Drohung erlosch wie ein Strohfeuer.

Sie fuhren aus dem engen Straßendurchschnitt hinaus, und der Weg senkte sich am Hange des Galgenbergs gegen Benzen zu. Aus dem Dunkel der Nacht blinkten weit unten die Lichter der Bahn, und ein Güterzug rollte aus dem Preußischen heraus. Eine lange Mähne von Feuer und Rauch zeichnete seinen Weg in die Nacht, und langsam verhallte das Rollen hinter dem Masselterwald.

Dann kamen sie an die ersten Häuser von Benzen, wo die hellen Stuben freundlich in der Nacht standen.

**D**ie vom Bichelhof konnten an dem Tag nicht mit an die Steine fahren, weil der „Kabesmännchen“ da war.

Alle waren in voller Beschäftigung. Die einen schlugen die Kohlköpfe mit kleinen Beilen ab und brachen die grünen Blätter weg; die andern stachen mit spizen Messern die Strünke aus und schichteten die weißen Köpfe in hohe Körbe; wieder andere trugen die gefüllten Körbe in den Keller.

Der „Kabesmännchen“ stand auf einer hohen Kiste und schnitt den Kohl in eine große Bütte. Das Messer schnurrte sachte hin und her, und ein süßlicher Duft stieg

von dem fein geschnittenen Kraut, das sich flaumweich häufte, auf. Draußen stürmte der Wind, und hier war es so still, daß man das Kellerwasser deutlich im Abzugsgraben rieseln hörte. Ein schmales Öllicht warf einen spärlichen, roten Lichthof um seine dünne Flamme. An der einen Wand lagen in langer Reihe die Fässer nebeneinander. Die verworrenen Pfade der Schnecken waren in schleimigen, gleißenden Straßen darauf gezeichnet. Unter der Wölbung hingen an langen Schnüren schimmelige Talgkuchen, die langsam zerbröckelten. An der andern Wand waren auf breiten Hürden die Äpfel aufgeschichtet, darunter lagen im Sand schwarzglänzende Reihen von Flaschen mit herbem Moselwein.

Der „Kabesmännchen“ hatte seine stille Freude in dem warmen Keller, wo er gegen Wind und Regen geschützt war, und er hatte seine Freude an dem unschuldigen Handwerk, mit dem er sein Brot gewann. Er hatte auch ein wunderschönes, nußbraunes Messer, das leicht wie ein Traum war. Es kannte keiner seinen Namen. Sie wußten nur, daß er aus „Neupreußen“ kam und daß er mit der Regelmäßigkeit der Jahreszeiten eintraf. Er hieß in der ganzen Gegend nur der „Kabesmännchen“. Er war klein wie ein Zwerg und hatte krumme Beine und ein kleines Gesicht mit zwei großen, tiefliegenden Augen, über denen er noch eine größere Hornbrille trug. Zwei große Ohren, ein dünner Schnurbart und ein breiter Hut gaben ihm einen abenteuerlichen Anstrich.

Sie arbeiteten bis in die Nacht, und die letzten Lichtstrahlen, die durch die Kellerlucken fielen, waren längst erloschen, als sie die schweren Steine auflegten, die von dem langen Gebrauch spiegelglatt geworden waren.

Nach dem Essen, das aus rohem Kohlsalat und Speckkartoffeln bestand, kamen sie ans Plaudern. Der „Kabesmännchen“ saß auf einem hohen Stuhl und ließ die Beine

an den Stempeln herunterbaumeln. Er sprach das Platt mit einem fremden, näselnden Akzent. Es lag etwas schüchtern Unbeholfenes in seiner Rede, das ihr eine gewisse Langsamkeit und Feierlichkeit gab. Er erzählte von dem großen Deutschland, das so groß war, daß es mit dem einen Ende an das ferne Rußland stieß, das sie in Benzen nur mehr aus der Sage kannten. Und er erzählte von dem großen Kaiser, der der mächtigste Kaiser der Welt war.

In seiner Stimme zitterte noch die Furcht des Geschlagenen vom siebenzig nach.

Dann erzählte er von jenem Krieg, den er erlebt hatte. Er wußte hundert kleine Einzelheiten, und aus den kleinen Einzelheiten wurde ein farbenbuntes Bild, dessen dunkler Hintergrund die Welt und der Kampf um die Macht wurde.

„Wer einmal so etwas erlebte?“ sagte Joseph Bichel.

„Schweig! verwies streng der alte Bichel. Es ist eine Versuchung, die gestraft werden könnte.“

„Es kann uns ja nichts geschehen. Wir sind doch geschützt durch die andern“, verteidigte sich Joseph Bichel.

„Ihr seid glücklich in eurem kleinen Land, wo ihr rings an die Grenzen seht. Es ist wie in einer Stube“, sagte der „Rabesmännchen“, der Furcht vor dem Großen auf der Welt hatte.

Während sie so über ferne Dinge sprachen, kam Peter Bichel auf den Hof, angeblich um den „Rabesmännchen“ auf den folgenden Tag zu bestellen. Der wirkliche Grund war, daß er die steigende Unruhe zu Hause nicht meistern konnte.

„Es war dir spät geworden, sagte Bärnd Bichel, wir haben den Wagen vorbeifahren gehört.“

„Es war mir ein Rad gebrochen, da mußten wir zurückfahren und umladen.“

„Das kann geschehen, die Wege sind holperig, und unsere Wagen sind zu leicht.“

„Es ist ein schlechtes Zeichen, sagt man.“

„Man sagt viel, was nicht wahr ist“, sagte Bärnd Bichel.

Dann erzählte Peter Bichel die Geschichte von dem seltsamen Fund im Brunnengewölbe und von dem Galgenfeuer. Sie hörten aufmerksam zu und vergaßen den Fremden und die Fremde. Sie standen wieder im engen Banne der Heimat, die ihnen ewig fremd blieb und voll großer Rätsel und voll Spuren der Toten war.

Es lag eine Furcht über ihnen, von der keiner etwas sagte aus Scheu vor den ausgesprochenen Gedanken, die leicht Wirklichkeit wurden. Aber sie dachten alle daran. Bärnd Bichel verstand, daß Peter heraufgekommen war wegen der Befürchtungen, die er vor etlichen Tagen ausgesprochen hatte. An den trüben Herbsttagen, wo die Sonne nicht mehr schien und der Horizont enger begrenzt war, rückten die Sorgen näher an die Menschen heran und hauchten ihnen kalt ins Gesicht. Der Lärm der Arbeit, in dem im Sommer alles untertauchte, war verklungen, und draußen standen nur mehr die kahlen Bäume in der trostlosen Welt.

Die Bärb, die langsam zur Frau heranreifte, empfand immer schmerzlicher die Last, die sie auf sich nehmen wollte. Sie war stark und hätte Männern getrotzt, aber sie fürchtete an das Frauenleben zu greifen, das voll Dornen war.

Mit Joseph Bichel ging auch eine Wandlung vor. Seit er sich seiner Kraft bewußt war, wuchs ein starker Troß in ihm auf, der die Lust zum Kampf in ihm wach rief. Ein Kampf für den Hof gegen die Menschen und gegen die Welt.

Aber die Angst wich nicht mehr vom Bichelhof, und die Sorgen setzten sich um den munden Punkt fest, wo

das Unglück sich schon eingestossen hatte: um Peter Bichel und seine Kinder. Es hielt sie fester zusammen, und sie lernten ihre Heimat schmerzlich lieben, die voll Unglück und voll Toter war.

Aber noch kamen Stunden der Versuchung, wo sie hinauswollten, um irgendwo draußen, wo sie unbekannt waren, in voller Unabhängigkeit ein neues Leben anzufangen. Dann schien die Fremde ihnen die Freiheit und das Glück, nach dem sie die Hände ausstreckten. . . . .

Die Sonne kam nicht mehr über den Horizont hinauf. Ganze Tage lang brütete neblige Kälte über den Feldern, die reglos still lagen. Ab und zu läuteten die Glocken der Bahn, wo die Züge gingen. Am Bichelhof zogen die Fremden vorüber und erzählten von den Fernen und ließen eine Sehnsucht zurück, die ein Drang nach dem Glück war. Die Heimat erdrückte sie, weil sie so leidvoll war. Bärnd Bichel selbst hatte seine Freude, wenn sie von fremdem Leben sprachen, von dem sie nur den Glanz in der Ferne sahen.

Es war nur ein Trugbild, das gleißend und trügerisch schimmerte, bis einer sich losriß und blutenden Herzens durch die Welt lief, dem Trugbild nach, das für ihn das unerreichbare Glück war. Bis er alt und müde heimkam wie der verlorene Sohn oder enttäuscht in einem fremden Winkel der Erde unterging.

An den Abenden, wo sie allein zu Hause waren, erzählte der alte Bichel von den alten Zeiten und den alten Menschen. Er umspann die Heimat mit seiner Liebe und zog mit rührend ungeschickter Hand goldene Sagenfäden hindurch, um sie schön zu machen, damit sie der Liebe würdig war. Er sprach von ihr wie von einer guten Mutter, die das Glück um sich schafft, das in der stillen Häuslichkeit liegt.

**D**en Winter über, wenn es nicht gefroren war, grub Peter Bichel an den Fundamenten. Er grub sich tief in den Erdboden hinein, weit unter die Ackerkrume, bis sie auf steinigten Grund kamen. Tief aus dem Erdboden heraus wollte er den neuen Bau herausbauen, damit die Zeit ihn nicht zusammenwarf.

Nur einmal im Winter kam er über die Grenzen des Bannes hinaus, als der Raph geplündert wurde. Es war an einem Februartag, an dem die Sonne hell schien. Ein schneidender Wind wehte von Norden, und es froh im Schatten. Aber es gingen schon leise Frühlingsstimmen wie ein Raunen durch die Welt, und die Menschen hatten einen Hoffnungsschimmer in den Augen von dem Widerschein der Frühlingssonne und von der erwachenden Lebenslust, die aus ihren Herzen aufstieg.

Der Raph trabte neben den Bauern und erzählte von der Zeit, wo er in einer Stadt Schneiderlehrling gewesen war und wo er den Mädchen die Köpfe verdreht hatte.

Wenn der Wind günstig war, trug er von dem Zeug, das auf den Wagen lag, einen üblen Schmutzgeruch an den Bauern vorbei über das Feld.

Peter Bichel führte den dritten und letzten Wagen, auf dem Holz und ein Rest von Gras und Winsen, das im Sommer aus der „Wöbäck“ geschnitten worden war, lagen. Zuerst saß die „Raphskett“ auf einem Bund Stroh. Sie war blau vor Kälte von dem schneidenden Wind und hielt ihr Kind in alte Fehzen eingewickelt. Der Abschied von Benzen fiel ihr schwer. Sie ließ manche liebe Erinnerung zurück, die an die Bäume auf der Flur anknüpften, oder an die Marksteine, wo sie in der Sonne gefessen hatte und sich freute, wenn sie satt war. Als sie an der „Ech“ vorbeikamen und aus dem Bann von Benzen hinausfuhren, fing das Kind an zu weinen. Die hel-

len Tränen rannen ihm über die blauen Backen, und die Sonne schien hindurch und in die hellen Augen.

Peter Bichel sah nach dem Wagen hinauf. Es ging ihm ein Stich durchs Herz, als er das Kind mit seinen blanken Augen weinen sah. Jetzt, da die Züge seines Kindes sich formten, wurde das Fehlen des Augensterns, der dem Gesicht seinen Glanz und das Leben gab, auffälliger. Sie wurden still und ohne Lachen.

Wenn er ein solches Kind hätte!

Er empörte sich gegen die Annahme, daß das Land über die Menschen gehe, weil es eine Barbarei an den Menschen war. Und dennoch war es überall so angenommen. Es war stärker als die Bauern.

Um sich Zerstreuung zu geben, redete er mit der „Hirdekett“. „Wird dir nicht kalt oben auf dem zugigen Wagen?“ fragte er.

„Aus der Kälte mache ich mir nichts, sagte sie; daran bin ich gewöhnt.“

„Du scheinst nicht viel Freude daheim gehabt zu haben.“

„Meine Mutter schlägt mich, und der Vater stößt mich mit Füßen.“

„Warum bleibst du denn bei ihnen?“

„Wo soll ich denn hin?“

„In die Welt; sie ist ja weit genug.“

„Wenn es schon zuhause so ist, wie wird es erst in der Fremde sein?“

Da schwieg er vor der Einfalt und der Größe der Antwort.

Sie fuhren über die letzte Höhe, und langsam versank das Bild von Benzen. Der Wagen rasselte, und das Griffseil der Bremse klapperte auf und nieder.

Die blinden Kinder sind da!“ so scholl es durch die Dorfstraße herauf, und die Frauen standen in ihren nassen Arbeitsschürzen mit aufgestülpten Ärmeln in den Haustüren, um etwas von der Nachricht zu erhaschen. Die Kinder, die aus der Messe kamen, brachten die Botschaft und sprangen vor Freude in die Höhe, weil es etwas Neues in Benzen gab. Dann kamen die alten Frauen und blieben vor den Haustüren stehen und machten den Lärm ihres Geschwäzes um die knappe Botschaft der Kinder.

Die Nachricht peitschte die Neugierde in dem stillen Benzen auf, wie der Wind die Wogen.

„Sind es viele?“

„Es können dreißig, es können auch vierzig sein; es ist schwer zu unterscheiden, denn sie gleichen sich alle.“

„Wie sehen sie aus?“

„Grau.“

Es war eigentlich wenig, was die alten Frauen mußten, aber sie entschädigten sich durch wohlgesetzte Reden über das Leid der Eltern, die ihre Kinder in eine solche Anstalt bringen mußten. Sie flochten geflissentlich den Namen der Bichel ein, die das blinde Kind hatten und nicht glücklich waren trotz ihres Landes. Sie schenkten ihnen reichlich ihr überschwengliches, demütigendes Mitleid.

Auf den Bichelhof schlug die Nachricht wie eine Botschaft von Unglück. Das Vorhandensein der Blinden war eine Realität, gegen die man auf Schritt und Tritt stieß. Es war nicht mehr das Leiden, von dem man in den Büchern mit der Rührung las, die einem behagte, um sich einen angenehmen Nervenkitzel zu geben. Es war die Krankheit, das Gebrechen, das sich hier einpflanzte und ein Lebensrecht erwarb, mitten in der reichen Gegend

und mitten im reichen Leben. Von dem tiefsten Leid, das die Menschheit kennt, schlug eine Wurzel in den Boden von Benzen.

„Es ist nicht gut, daß sie da sind, sagte Bärnd Bichel; sie verdunkeln die Sonne und das Leben.“

Sie fühlten auch jetzt, daß ihr Unglück in die Allgemeinheit hinausgerückt wurde und unter das öffentliche Mitleid fiel. Das wollten sie nicht. Sie wollten ihr Unglück, das sie verschuldet hatten, allein tragen, weil es die andern nichts anging.

Sie gingen von dem Tage an fester und aufrechter durchs Leben als je, verschlossen und schweigsam sogar gegeneinander.

**D**ie Wolken wurden weiß, der Himmel blau, und der Frühlingswind wehte über Berg und Tal. Die Welt war voll Frühlingsstimmen und leisem Jubel. Weidenkätzchen und Haselschäfchen schütteten ihren gelben Blütenstaub in die Sonne und in den Wind, und die ersten Bienen flogen summend in den windstillen Winkeln. Aus den Hecken stiegen zarte Düste von den ersten Veilchen und vom jungen Grün. Was alt und tot schien, drängte zur Lust des Jungseins und zum Leben. Die Häuser von Benzen lagen blendend weiß auf dem Rücken des Ochsenkoppels, und die helle Straße führte hinaus in die lichte Welt. Durch die Wiesen zogen lange grüne Streifen, und das Wasser der „Wöbäch“ glänzte himmelblau.

Die Bichel gruben im Garten: die Bärb und die Margreth. Die blanken Spaten glänzten und gleißten in der Sonne, und klangen, wenn die Schollen beim Wenden von ihnen abglitten. Die kalte Kasse des Winters war tief in den Boden gedrungen, und die mürbe Frühlings-

erde hatte ihren eigentümlichen scharfen Geruch. Zerschnittene Würmer kollerten in den Schlag und wanden sich in der Pein. Die Hühner gingen seitwärts schielend über die Schollen und zogen die Würmer an den geringelten Köpfen aus ihren Höhlen. Die Knospen an den Bäumen sprengten die harten Hüllen und rissen in ihrer Hast nach dem Leben den weißen, schützenden Flaum in Fetzen. Und die Sonne schien, die Frühlingssonne, die macht, daß das Herz im Leibe lacht und aus der Brust herauswill, um näher bei Sonne und Wind zu sein. Die Margreth warf ihre Oberkleider ab: „Es wird mir zu heiß, sagte sie; das macht die Frühlingssonne.“

Die Bärb stützte sich eine Weile auf den runden Spatenstiel. Es gab nichts Schöneres auf der Welt als das, was um sie war: die Erde und die Sonne und den Wind und den Duft und die Kraft, die sie in sich hatte.

„Wie ist das mit dem Kloster? fragte die Margreth. Hast du dir das noch nicht aus dem Kopf geschlagen?“

„Nein, es ist mein fester Entschluß.“

„Die Welt ist aber so schön. Ich meine, wenn dich ein Mann fest in die Arme nähme und unter seinem Willen hielte, das wäre das Glück.“

„Das will ich nicht“, sagte die Bärb. „Ich beuge mich unter keinen Mann.“

Es gab nur eine enge Pforte und einen engen Weg, der ehrenvoll aus dem Bauernleben hinausführte, und auf dem der Bichel sie hinausließ: den Weg zum Kloster und zur Entfugung.

Der Kampf, den sie mit sich selbst führen mußte, reizte sie, weil sie ihre Kraft auf die Probe stellen konnte.

„Du hast überhaupt geändert, sagte die Margreth, man erkennt dich fast nicht mehr; alle Leute wundern sich.“

Da lächelte sie: „Reinst du?“ sagte sie. Nach einer

Weile fügte sie hinzu: „Was mir schwer fällt, ist, vom Lande fortzugehen, nicht von den Menschen.“

Bärnd Bichel pflückte an den blauen Beeren des Wachholderbaumes, die im Winter reiften. Er genoß das Licht und den Duft und die Wärme, die um ihn waren mit einer stillen Behaglichkeit. Alles um ihn war ihm bekannt und vertraut und lieb, bis an den blauen, duftigen Horizont. Über den Wegen und Stegen lag ein Glanz vom Frühling.

Wieder sah Bärnd Bichel von der Arbeit auf und blickte nach Süden, woher der Frühlingwind kam. Da sah er einen ungewohnten Zug den Schlegener Weg heraufkommen: Schwestern, die von fern an ihren weißen Schleiern kenntlich waren, und eine kleine, graue Schar Kinder.

Die blinden Kinder!

So weit war Bärnd Bichel von jedem Gedanken daran entfernt gewesen, daß er erst eine Weile hinsah, ehe er sich der Vorstellung bewußt wurde und Eindrücke in sich aufnahm. Es schien ihm zuerst eine Unwahrscheinlichkeit und eine Ungereimtheit, daß Schwestern über die Feldwege von Benzen gingen, wo bisher nur die Bauern gegangen waren. Aber es war so; sie mußten sich darin finden, so hart sie sich auch daran stießen.

Als sie näher kamen, rief Bärnd Bichel den Mädchen zu: „Die blinden Kinder!“ Und alle drei sahen die Straße hinauf, wo der langsame Zug herunter kam. Zuerst unterschieden sie nichts, als die graue Farbe der grauen Uniformkleider und die schwarz glänzenden Lachhüte der kleinen Mädchen. Dann unterschieden sie die Kinder. Sie hielten sich an der Hand und bildeten eine lange Kette. Ihr Gang war unsicher, und sie bogen in instinktivem Taftbedürfnis die Knie weit voraus. Sie

hatten veraltete, bleiche Gesichter und gingen ruhig und stille wie ein Schatten. Als sie an den Bichelhof kamen, ordneten sie sich in Reihen und sangen im Weitergehen ein Liedchen, ein dürftiges Liedchen vom Frühling und von der Sonne.

Bärnd Bichel griff sich unter die Mütze und kratzte sich in den Haaren wegen der jähen Rührung, die in ihm aufsprang.

Den beiden Mädchen schoß das Wasser in die Augen. „Das da ist traurig“, sagte die Margreth, und ein paar dicke, glänzende Tränen rollten ihr an den Wangen herunter und fielen in den Schlag.

Langsam ging der graue Zug die Straße hinunter, auf das Dorf zu. Überall standen die Leute auf den Türen oder hinter den Fenstern, und eine Woge von Mitleid ging über Benzen.

Peter Bichel ordnete beim Bau, der schon bis auf die Hälfte gediehen war. Er überwachte alles und sah überall nach dem Richtigen, damit nichts verpfuscht wurde. Es war ein rastloses Poltern und Klopfen und Schürfen und Splintern auf dem Platz. Von Zeit zu Zeit wurde ein großer Steinkrug mit „Biez“ umgereicht, denn die Steinmengen haben eine trockene Leber und eine durstige Seele. Von ihren hohen Steigen sahen sie weit hinweg über die Flur, wo die Pflüge in der Frühlingssonne glänzten.

Auf einmal sahen sie die blinden Kinder, und es wurde ruhig oben auf den Steigen, weil sie alle hinsahen. Dann riefen sie es hinunter.

Peter Bichel, der im Innern des Baues etwas ausmaß, fuhr erschrocken zusammen und kam klopfenden Herzens heraus. Da bogen sie um die Ecke und kamen am Neubau vorbei. Sie kamen Hand in Hand mit er-

loschenen Augen und alten, bleichen Gesichtern, die nicht lachen konnten. Sie hatten so dünne, schwache Glieder, daß sie die schmalen Körper kaum trugen. Und sie tasteten sich vorwärts mit den Knien.

Peter Bichel entsetzte sich. So werden seine Kinder auch gehen; so bleich werden sie sein und mit den Knien den Weg suchen. . . .

Er hielt sein Denken hier an. Er hielt es gewaltsam an. Das war ja noch nicht. Warum also vorsorgen?

Als er wieder arbeiten wollte, waren seine Muskeln schlaff wie morgens wenn er aufstand und den Schlaf noch in den Gliedern hatte. Erst langsam spannten sich wieder die Sehnen.

Er hörte von oben herab wie ein alter Steinmeß sagte: „Ja, die Kinder sind das größte Leid. Die Sorge um sie frißt Manchem das Herz.“

Dann hörte er wie sie leiser sprachen. Sie sprachen von ihm. „Was hat er von all dem Land, wenn die Kinder nicht geraten?“

„Die Bauern sind so, sagte ein anderer; das Land geht ihnen über die Kinder.“

„Man muß aber Mitleid haben mit ihm, denn er führt sein Wesen wie kein Zweiter“, sagte der alte Steinmeß.

Es waren bittere Wahrheiten, die von oben herab fielen. Aber nichts verdroß Peter Bichel wie das letzte, daß sie Mitleid mit ihm haben wollten. Er wollte kein Mitleid. Wenn er Schuld hatte, machte er das mit sich aus; es ging die andern nichts an. Er fühlte, daß sie sich über ihn stellten mit ihrem Mitleid, und daß er sank. Und aus dem Gefühl seiner Kraft heraus raffte er sich wieder empor. Nicht fallen! sagte der alte Bichel, sonst fraßen einen die Wölfe.

Das Licht war gelöscht, und es herrschte Stockdunkel

in dem Zimmer, in dem Wärend Bichel schlief. Er hatte eine Unruhe im Blut von dem erwachenden Leben des Frühlings. Sie warf ihn auf dem Lager herum und wieder herum. Er dachte an das Erlebte vom Tag. Gedanken schossen auf wie Stichflammen und bohrten sich mit einer Helligkeit in die Nacht. Es war ein Brausen um ihn wie das Rauschen der Ewigkeit, die aus der ungeheuren Nacht auf ihn zuströmte und neben ihm in einen Abgrund fiel.

Er dachte an das Vergangene der letzten Jahre und ging mit sich ins Gericht. Er wollte die Bichel ans Land und an die Heimat binden, und er brachte Unglück über Kinder und Kindeskinde. Hatte er Unrecht? — Es konnte nicht sein. Dann hatten ja alle die Alten Unrecht, die vor ihm in den großen Bauernhäusern gelebt und ihm den Weg gezeigt hatten. Es konnte nicht sein, dann war ja ihr Leben verloren!

Dann dachte er an das Wort des „Juppess“ von denen, die fortgehen und die Heimat im Herzen tragen und ihr Ehre machen und die die Welt meistern und das Leben nach ihrem Willen kneten. Das waren schöne Worte, aber im Leben war es anders. Wenn der Bauer von der Scholle kam, verdarb er: das war die Wahrheit!

Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und er legte den Kopf auf eine kühlere Stelle des Riffens. Wenn nun das andere Kind der „Märjänn“ nicht besser ausfiel, er wußte keinen Rat. Der alte Bichel stand kleinmütiger vor den Gefahren, welche im Anzug waren, weil er sie nicht fassen konnte und sie keinen Widerstand leisteten, an dem erst seine Kraft wuchs.

Da kam Anna Märtess herein. Zum ersten Mal teilte er ihr all die Sorgen mit, die ihn drückten. Wenn das zweite Kind nicht gerät, er erträgt es nicht; er tut sich

ein Leid an oder er wird ein Trinker, und es geht um Haus und Hof.

„Wir Frauen haben eine Wallfahrt für die Oktave gelobt, vielleicht hilft das“, sagte Anna Märttes.

„Das ist gut, sagte Bärnd Bichel; wenn nichts mehr hilft, kann Gott noch helfen.“

Eigentlich war er gegen das Wallfahren, weil er es mit Gott hielt, der gerecht war und nur ein Wort hatte wie ein Mann, und weil auf die Frauen, die wetterwendisch waren, kein rechter Verlaß war. Aber es kann immer nichts schaden, dachte er.

**D**er Mai kam, und mit ihm zog die Wonne des Frühlings ins Land. Es war ein Glanz und ein Schimmer um die Dörfer wie ein Hoffnungsleuchten. Die Häuser von Benzen lagen in einer Wolke von Duft, die aus den Gärten aufstieg. Von früh bis spät zogen die Wanderburschen vorbei und wanderten in die weite Welt. Sie hatten grüne Sträuße an den Hüten und sangen Lieder....

Und abends kamen die süßen Dämmerstunden voll feinsten Lichtzaubers, wo die kleinen Jungen und die kleinen Mädchen sich bei den tollen Spielen auf der Wiese verliebten und sich vor den Häusern mit einer erwachenden Sehnsucht im Herzen trennten. Am Rande der Wälder standen die Rehe mit dem feinen Gliederbau und horchten hinaus, während die rote Helle im Westen verglomm und rings die Abendglocken auf den Dörfern läuteten. . . . .

Witten in all die Frühjahrsfreude fiel die große Oktave, die den Gipfelpunkt der irdischen Lust bedeutete und bis dahin reichte, wo die Seligkeit des Himmels begann. Es war ein Glücksausch für die Kleinen, und in ihren Träumen der Nacht schwirrten goldene Maikäfer

und goldene Möglichkeiten summend durcheinander. Die Maikäfer schüttelten sie am Tage von den Bäumen; es waren häßliche, krabbelnde Tiere. Aber die goldenen Möglichkeiten hingen nur für die Wünsche erreichbar hoch oben am Himmel, wo die Gottesmutter wohnte, und sie flimmerten und funkelten wie die Sterne in einer hellen Winternacht.

In den Schulen übten sie die Wallfahrtslieder, die sie beim Heimgehen sangen, und der Wind trug die Klänge über die welligen Hügel fort. Ave! Ave! Ave Maria! klang es über Berg und Tal.

Abends, wenn die Fledermäuse schwirrten und die Maikäfer summten und die Dämmerung allenthalben aufstieg, saßen und standen sie vor den Häusern und hörten den älteren Geschwistern mit offenem Munde zu, wenn sie von der Stadt erzählten, die weit da unten in der Nacht lag, wo der Abendstern am Himmel stand, und mit tausend Lichtern funkelte. Und sie erzählten von der großen Kirche in der Stadt, die so groß war, daß man die Kirche von Benzen mit dem Turm darin spazieren führen konnte, und daß es nicht eine Kirche dort gab, sondern viele, viele mit vielen Türmen. Und die Augen der Kleinen weiteten sich vor dem Dämmer und der aufgehenden Herrlichkeit. Und wenn sie dann erst hörten von der Muttergottes mit den goldenen Kleidern und den Herzen und den Lichtern, stand ihnen der Verstand still. Sie hörten die Wörter wie ein fernes Echo und hatten nur mehr ein großes Flimmern in den Augen.

Nur eine Wolke trübte den blauen Freudenhimmel der Kinder und warf einen Schatten auf ihr Glück. All die Herrlichkeiten lagen hinter einem ehernen Tor, dessen starken Eisenring sie mit den Zähnen durchbeißen mußten, um hineinzukommen. Das war ihre große Sorge, und sie fragten immer und immer wieder, wie die andern

es fertig gebracht hatten, aber sie bekamen nie eine richtige Antwort. Je näher der Tag kam, desto ängstlicher wurden sie. Sie fuhren mitten in der Nacht aus dem Schlaf und dachten mit Bangigkeit an den Ring. Wenn sie sich dann im Bett emporrichteten, hörten sie das ernste Beten, das von der Straße herauf durch die Nacht zu den Fenstern stieg. Die mitten in der kalten Nacht über die harten Wege zogen, trieb das Leid und nicht die Freude.

Der Vorabend des großen Tages war für Benzen gekommen. Es wurde gebacken und gekocht und Vorrat für die Reise gepackt. Die Kleinen ließen sich waschen ohne zu schreien und gingen im Fieber ins Bett. Es war eine Unruhe in den Häusern wie am Vorabend einer großen Reise. Die meisten schliefen nicht oder sie schliefen schlecht: die Kleinen, weil die freudige Erwartung sie wach hielt, und die Großen, weil die Sorgen sie nicht schlafen ließen. Sie suchten alle Not zusammen und legten sie neben sich wie ein Reisebündel, damit sie es zur Hand hätten, wenn sie morgens auf die Pilgerfahrt gingen.

„Geht die „Märjänn“ auch mit?“ fragte Bärnd Wichel seine Frau, als sie allein auf der Kammer waren. In ihrem Zustand wäre es vielleicht besser, sie bliebe daheim.“

„Sie hat sich es in den Kopf gesetzt, und wenn wir sie hier hielten, wäre es schlechter. Die Unruhe wäre schlimmer als der Gang.“

„Sie ist auch stark, sie wird es aushalten.“

„Wir sind übrigens nicht allein, wenn etwas geschehen sollte.“

„Du kannst dir ja auch Geld mitnehmen und Messen lesen lassen, damit alles gut geht; das kann auf keinen Fall schaden.“

„Ich habe dafür Geld zu mir gesteckt.“

„Dann ist es gut. Schlaf jetzt, denn du mußt ausgeruht sein; es ist ein beschwerlicher Weg.“

Früh am Morgen, als es noch stockdunkel war, gingen die Lichter auf dem Bichelhof. Es wurde gefüttert. Darnach kleideten sie sich an und gingen die Straße hinauf zum Sammelplatz. Die letzten Sterne leuchteten noch durch die Nacht, und unten in den Wiesen lagerten weiße Nebelbänke. Fern im Osten stieg hinter niedrigen, grauen Wolkenstreifen die erste Morgenröte auf.

Am „Kreuz“, außerhalb des Dorfes, wo der Weg von Schlenen heraufführte, wartete schon eine Gruppe. Die Unlust des frühen Morgens stand auf den Gesichtern. Die Männer rauchten ihre Pfeifen und trippelten ungeduldig auf der taufeuchten Straße hin und her. Die Kinder hatten heiße Köpfe und kalte Füße und klopfen die Schuhe aneinander. Die Morgenfrische war empfindlich, und ein kalter Luftzug wehte von Osten. Die Flur war grau und naß und unfreundlich von den letzten Spuren der Nacht, die noch auf ihr lagen.

Nach und nach füllte sich der Platz. Die „Märjänn“ kam mit einer Gruppe Dorfleute. Sie war unförmlich und hatte Fieberglanz in den Augen. Die Leute sahen nach ihr. Sie geht wegen des Kindes, dachten sie, und hatten eine Regung von Mitleid. Peter Bichel konnte nicht mitgehen, denn er bekam die Zimmerleute an's Dach.

Die Zahl der Pilger wurde immer größer. Die Männer und Frauen schiedern sich nach Gruppen und standen plaudernd umher. Sie wachten allmählich ganz auf an den Gesprächen, die lebhafter wurden, und an der zunehmenden Helligkeit des Morgens.

Der „Henkesjan“, der Bewesch, der Gompel und der „Sjeng“ bildeten eine Gruppe um den hohen Kilometer-

stein, der neben dem verwitterten Kreuz am Rande der Straße stand und in großen schwarzen Ziffern die Entfernung nach Luxemburg angab. Der Bewesch, welcher den einen Fuß auf den Stein und den Ellenbogen aufs Knie stützte, hielt einen Vortrag über die Vorteile des frühen Hafers, der in Benzen aufkam. „Der Späthafers reift zu spät in unserer Gegend, und wir fallen immer damit in die nassen Herbsttage“, sagte er. „Zudem ist dann gerade die Grumternte, so daß man die Arbeit nicht zwingt, während der Frühhafers zwischen Heu und Grummet fällt, wo man die Zeit hat ihn zu schneiden. Und dann kommt er trocken in die Scheune, was ein großer Vorteil ist.“

„Aber er „stockt“ nicht wie der späte Hafers“, sagte der Gompel.

„Das ist ja wohl wahr, dafür werden aber die einzelnen Halme desto schöner“, verteidigte der Bewesch.

„Wir werden doch wohl oder übel an die Maschinen glauben müssen, sagte der „Henkesjan“, dann sparen wir Zeit und wir kommen mit dem trockenen Wetter weg.“

„Ich habe schon gedacht, es wäre heute eine gute Gelegenheit, sich in der Stadt nach den Maschinen umzusehen. Wenn einer mitgehen wollte, so könnten wir zusammen gehen“, sagte der Gompel.

„Das könnte man machen; es verpflichtet ja zu nichts“, sagte der Bewesch.

Da kam auch der Schmied die Straße herauf und trat auf die Gruppe zu. Er hatte eine hohe, gerippte Seidenmütze, eine blaue „Schib“ und einen Stock mit einem Riemen als Griff wie die Händler. Er hörte, wie sie von den Maschinen sprachen. „Da ist keiner über den Peter Bichel, sagte er; der hat Courage im Leib.“

„Der ist über uns wie der Herrgott über St. Peter,

sagte der Gompel. Jetzt hat er auch schon fast den neuen Bau fertig.“

„Sie haben auch die Freude nicht alle, sagte der „Hèng“; da unten ist seine Frau, die wallfahrtet wegen des Kindes; es tut einem leid um die arme Frau.“

„Die Bichel machen sich nicht viel daraus, sagte der „Henkesjan“, sie geben mehr auf das Land als auf die Leute. Übrigens, wenn man solch ein Wesen hat, kann man schon ein fehles Kind mit in den Kauf nehmen.“

„Du sollst nicht so sprechen, verwies der „Hèng“, es ist eine Sünde.“

„Es wäre fast Zeit, daß sie kämen“, sagte der Bewesch, indem er den Fuß von dem Stein herunterstellte und nach der Uhr sah.

Die Sterne waren verblaßt, die Felder dampften, der Osten wurde ganz hell, und ein scharfer Wind setzte ein. In der nahen „Seitert“ wurden die ersten Vogelstimmen wahr.

„Sie kommen!“ riefen jetzt die Kleinen, welche wegen der Aufregung die wachsten Sinne hatten. Da horchten sie hinunter, und es wurde eine große Stille. Hinter der „Seitert“ hörte man Beten.

In dem Augenblick, wo die Prozession hinter dem Wald hervorkam, stieg die Sonne auf, und ihre roten Strahlen spielten auf dem Kreuz, daß es funkelte und bligte. Zwischen einer doppelten Reihe von blühenden Apfelbäumen kamen die Schlenener gemessenen Schrittes empor. Die aufgehende Sonne leuchtete ihnen in die Gesichter und spielte in ihren Augen. Rings wich die Nacht aus den Tälern, die Nebel dampften rot und das Licht des Tages siegte. Die Bauern schwenkten die Rosenkränze und beteten: „Die Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohn und dem Geist.“ Und die Frauen antworteten: „Von nun an bis in die Ewigkeit!“

Der das Kreuz trug, war ein Alter mit krummen Säbelbeinen und einem wehenden Bart wie ein Prophet aus der Bibel. Er war Schneider von Beruf und hatte einmal bei einem Fall zwei Rippen gebrochen, die schlecht geheilt waren; deshalb hielt er sich vornüber. Er strebte wie ein Bahnbrecher vorwärts, dem Wind und der Sonne entgegen. Hinter ihm kamen die Knaben und Mädchen, dann die Jugend mit den starken Gliedern und den leichten Hoffnungen und dann die Alten mit dem starken Glauben und den steifen Gliedern.

Oben am „Kreuz“ reichten sich die von Benzen in die Profession ein, und sie gingen zusammen den Galgenberg hinan. Sie wirbelten leisen Staub auf, und die Sonne glänzte auf den Nägeln ihrer Schuhe, wenn sie die Sohlen hoben.

Dann zogen sie am Galgenkopf vorbei, der hellrot in der Morgenfonne stand, und stiegen an der andern Seite hinunter. Über die Bergkuppen herüber tönte noch das kräftige Beten der Männer: „Du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes. . . .“

Rechts öffnete sich eine fruchtbare Talmulde, die bis hinauf zum Höhenzug von Snilter stieg. Die Dörfer staffelten sich übereinander und stiegen blickend aus den rauchenden Nebeln. Hoch oben am nackten Gange des Snilterbgers glänzten die Zinnen der abenteuerlichen Holzburg der Freifrau von Ziedewitz in der Sonne.

Sie kamen durch das erste fremde Dorf. Das Vieh brüllte aus den offenen Ställen, die Bauern standen mit den Händen in den Taschen in den Stalltüren und gafften. Die Sonne spielte rot in den Fenstern der Häuser und fiel in die offenen Gänge. Die Schritte der Pilger schlugen hart auf das Pflaster des Weges auf, und die Hunde rissen an den Ketten und bellten.

Immer weiter ging es, bergauf und bergab, durch Dörfer und Fluren und zwischen Wäldern hindurch, wo die Markholze mit buntem Gefieder schreiend herüber und hinüber flogen. Gegen acht Uhr kamen sie an den Fuß des Sinningberges, der wie eine hohe Laubwand vor ihnen aufstieg. Die Prozession löste sich auf, und die Waller zogen, um den weiten Umweg um den Berg zu sparen, über die alte verlassene Straße, die zu einer Wasserschlucht mit vielen Bauminfeln geworden war, gerade aus den Berg hinauf. Sie ließen das reiche Schlenntal mit seinen dampfenden Wiesen und Fluren hinter sich zurück und stiegen aus der schweren Weizenerde, die an den Sohlen klebte, hinauf in die Gegend des Luxemburger Sandsteins. Beim Austritt aus dem feuchten Morgenwald kamen sie auf ein Plateau, das hell von der Sonne beschienen war. Rings standen dunkle Tannenwälder und kontrastierten lebhaft mit dem hellen Grün der seidig glänzenden Kornfelder, die der Wind wie ein Meer bewegte. Die Luft war reiner und durchsichtiger, und die Farben hatten mehr Glanz und Helle als im Tale der Schlen, wo alles in einem fetten Grün stand, über dem nebeliger Dunst lag. Der Himmel spannte sich tiefblau über einen kleinen, wunderschönen Fleck Erde, der wie ein Bildausschnitt war, zu dem die Wälder rings den lebendig bewegten Rahmen bildeten. Mitten in den Feldern stand die große Sehenswürdigkeit der Gegend, die dicke Buche, und wehte leise im Winde.

An diesem stillen Erdenplätzchen, wo die Sonne so warm schien und wo es stille wie in einer Kirche war, wurde Rast gemacht und gefrühstückt. Die Alten ruhten bei ernstern Gesprächen, während die Kinder mit dem letzten Essen in der Hand zur dicken Buche hinunterstürmten, daß der Staub hoch hinter ihnen aufwirbelte. Die ersten verschwanden im ausgebrannten Riesenstamm

des Baumes und schrieten und johlten inwendig und stießen mit Füßen gegen die klingende Rinde, und trieben ihren Unfug mit dem alten Riesen, der es geschehen ließ und nur leise mit den Blättern rauschte.

Ein paar hundert Meter jenseits der Buche, wo die Rirschbäume auf der Straße anfangen, sammelte die Prozession sich wieder, und von allen Seiten strömten sie von ihren Frühstücksplätzen dorthin zusammen.

Sie gingen gruppenweise hin, wie der Zufall sie zusammengeführt hatte, oder wie sie sich aus Neigung zusammen fanden. Die „Jungen“ hatten sich Ruten geschnitten und schlenderten am Rand der Straße und riefen den Mädchen, die an ihnen vorbeigingen, Bemerkungen nach. Die wiegten sich in den starken Hüften und lachten über die Schulter zurück und gaben derbe Antwort auf derbe Rede. Sie waren gut aufgelegt und hatten rote Gesichter vom Wein, den sie getrunken hatten, und verliebte Herzen.

Die Bärb ging mit ihrer Mutter und der „Märjänn“. Sie trug ein schwarzes Kleid, das ihre Formen knapp umschloß. Wenn sie an einer Gruppe vorbeiging, stießen die „Jungen“ sich in die Seite: Das würde eine Frau!

„Wer hätte nur gedacht, daß die ins Kloster geht?“ sagte einer von einer Gruppe.

„Sie schien nicht zu bändigen, und sie ist jetzt eingezogen wie eine Schwester“, sagte ein zweiter.

„Sie wird wohl das Leid an der „Märjänn“ bekommen haben“, sagte ein anderer.

„Sie wollte überhaupt nie etwas mit einem Mann zu tun haben, sagte ein vierter. Davon kann der „Weiße“ ein Liedchen singen.“

„Das habe ich allerdings am eigenen Leibe erfahren, sagte der, den sie den „Weißen“ nannten, lachend. Er

war Fabrikarbeiter und hieß so wegen der Farbe seiner Haare und seines Schnurrbartes. Er hatte in der Gegend einen Ruf wegen seiner Galanterie, und die Mädchen liefen ihm nach. Er ging neben den andern und trug bewußt eine nachlässige Eleganz zur Schau, die den ganzen Abstand zwischen ihm und den plumpen Bauernjungen markieren sollte. Er hatte gelbe Schuhe, eine gestreifte Hose mit einer Bügelfalte, Manchetten mit goldenen Knöpfen, einen steifen Filzhut, und einen bunten Seidenfisch. In der Hand schwenkte er nachlässig eine dünne Haselrute, die er im Wald geschnitten hatte.

Er erzählte nun selbst, wie er es versucht hatte, der Bärb mit schönen Redensarten den Kopf zu verdrehen. Das Resultat davon war, daß sie ihn mied und einen weiten Bogen um ihn schlug, wie um einen bissigen Hund, wenn sie ihm zufällig begegnen sollte. Da führte der Zufall sie einmal zusammen in die Schmiede, wohin die Bärb eine Pflugsschar zum Schärfen brachte, und er wollte sie mit Gewalt küssen. Die Bärb erwischte ihn aber noch zur Zeit bei seinen weißen Haaren und hielt sich ihn vom Leib. „Wenn ich nicht nachgegeben hätte, schloß er lachend, hätte es mich dem ganzen Schopf gekostet.“ Sie kannten zwar alle die Geschichte, aber sie lachten doch wieder, und der „Weiße“ lachte mit. Der Schmied hatte damals die Sache ausgeplaudert, und der „Weiße“ war klug genug, über sein eigenes Mißgeschick mitzulachen.

Der Rüfter brachte nur mit einiger Mühe die Prozeßion wieder in Ordnung, und es dauerte eine Weile, bis das Beten in Fluß kam. Die Sonne schien ihnen jetzt warm auf den Rücken und trieb sie in den Schweiß. Sie wurden müde vom Beten und hatten die Schuhe voll Staub. So zogen sie fürbaß über die flimmernde Straße

gegen Sünden. Sie kamen aus den Wäldern heraus, und sahen weit im Osten eine Straße glänzen. Darauf kroch langsam ein langer schwarzer Zug, eine Prozession. Sie hörten kein Beten, denn es war zu weit; aber sie sahen die Fahnen und Kreuze in der Sonne blitzen. Sie zogen in derselben Richtung nach Luxemburg.

Dann sahen sie neue Wege und neue Prozessionen, und ihr Beten wurde brünstiger, weil ihr Glaube erstarkte an dem Glauben all der andern, die über die weiten Wege zogen. Die Gottesmutter saß auf ihrem Himmels-  
tron hoch oben über den weißen Wolken und weinte vor Freude. Ihre Tränen waren Taupfropfen an den Gräsern, die der liebe Gott mit seiner warmen Sonne trocknete.

Dann kamen sie in den Grünwald, durch den sie in langen Windungen hinunterstiegen. Rechts war eine tiefe Schlucht, aus der riesige Tannen aufwuchsen. Zwischen den hohen Stämmen schien die Sonne durch, und ihr warmer Schein lag in hellen Lichtflecken auf dem kahlen Nadelboden. Rotfuchsiges Eichhörnchen mit buschigem Schwanz liefen an den Bäumen aufwärts und lugten mit ihren schwarzen Augen neugierig hinter einer Astschere hervor. Links stiegen moosige Felsen empor, aus denen das Wasser von langen Bärten tropfte.

Aus dem schönen Grünwald kamen sie in das langweilige Neudorf, wo die eintönigen Häuserreihen sich endlos an der Straße fortzogen. Und sie blickten immer in die Höhe nach der Stadt.

Da auf einmal, an einer Biegung der Straße, lag sie vor ihnen, hoch oben auf einem Felsen, wie in der Luft schwebend. Die Sonne glänzte auf den Zinnen und Dächern und Türmen, daß es ein einziges, großes Funkelein war. Und hoch oben über den Dächern, frei in der blauen Luft, wehten Fahnen und flatterten lustig im

Morgenwind. Es ging eine Bewegung durch die Prozession. Die Bauern, die fernher von den einsamen Dörfern kamen, fühlten, daß es eine größere Gemeinschaft über den Dörfern gab, und daß alle diejenigen, die sich zu den Fahnen mit den frohen Farben bekannten, ein kleines, lebendiges Volk waren, das seinen sonnigen Platz auf der Welt hatte, an dem es mit Liebe hing. Über der engen Heimat der Dörfer stieg die größere Heimat, die das Luxemburger Land war, empor.

Langsam kamen sie den Clausener Berg hinan, vorbei am Bockfelsen, um dessen Fuß die Alzette rauschte, von der sie in den Liedern sangen. Und dann kamen sie in die engen Straßen, wo die leichten Stadtmenschen hell gekleidet in den Fenstern lagen und auf die Bauern heruntergafften, die mit staubigen Füßen und staubigen Kleidern gepilgert kamen. Sie beteten, daß es zwischen den engen Mauern emporhallte: Begrüßet seist du Maria! Wegen des Gedränges ging es durcheinander, und immer, wenn die einen aufhörten, setzten die andern gleich wieder ein: Begrüßet seist du Maria! Es war nicht eine Prozession, die sich hier drängte; es waren zehn, zwanzig. Sie sangen und beteten durcheinander, und die Straßen waren voll Fahnen. Es war eine überschwengliche Huldigung eines gläubigen Volkes an seine Königin. Die kleine Prozession von Benzen verstaute sich im Gedränge und verlor sich in der Masse. Sie sangen ihr einfaches Pilgerlied, das sie in der Schule gelernt hatten: Ave! Ave! Ave Maria! Sie sangen es inmitten des Gedränges und des Betens und des Spielens mit Inbrunst, denn sie hatten die Herzen voll.

Sie kamen nur mehr mühsam voran. Die ganze Masse schob und drängte sich der Kathedrale zu. Da auf einmal erschütterten dumpfe Klänge die Luft; die dicke Glocke läutete. Es war ein Zittern und Beben, als ob es aus

dem Erdboden aufstiege, und es rüttelte die Eingeweide im Leibe auf. Ein Schauer ging durch die dunkle Masse hindurch, die ein unterschiedsloses Wirrnis bildete, und riß die Herzen zur Begeisterung und zum unbegrenzten Gottvertrauen empor. Eine Wolke von Andacht stieg auf wie der Dampf von Weihrauch. Und urplötzlich standen sie, ehe sie sich dessen versahen, vor der grauen Fassade der Wallfahrtskirche, die aus einem engen Steinhof bedrückend jäh emporstieg. Hier wogte ein dunkles Menschenmeer; das Gebet verlor sich in einem wüsten Getöse, in dem kein Laut mehr zu unterscheiden war. Alles drängte zu den Toren in den gewaltigen Steingittern, wo die Soldaten mit Not die Menge zurückhielten. Es war wie eine Flut, die sich staut, wo die Wasser mit dumpfem Gurgeln langsam rundumdrehen.

Da auf einmal klangen, wie aus heiterem Himmel, über die schwarzwogende Menge die Schlußakkorde des „Feierwôn“:

„Frôt dir nô alle Seiten hin,

Wei' mir esod zefride sin!“

Es war das Glockenspiel der Athenräumsuhr, das seine silberhellen Klänge über die dunkle Masse der Väter austreute wie eine Saat der Freude und der heitern Lebenslust.

Wunder, Wunder war alles hier, und sie standen in Erwartung neuer Wunder vor den verschlossenen Zugängen, von denen die Soldaten sie zurückhielten.

Bald flutete ein starkes Gedränge aus der Kirche heraus. Abgerissene Orgelklänge hallten durch die offenen Tore, und süßlicher Weihrauchduft füllte die Luft.

Dann drängten die Wartenden hinein. Eine dicke, stickige, heiße Luft schlug ihnen entgegen, und sie sahen zuerst nur im Halbdunkel die Umriffe der Säulen und Bogen und die Lichter, die brannten. Und sie hörten nur

das Brausen der Orgel von der Empore herunter. An den dicken Pfeilern vorbei und zwischen langen Stuhlreihen hindurch bohrten sie sich zur Mitte der Kirche durch, wo der Botivaltar stand. Es war ein Funkeln und Leuchten von den tausend und abertausend Lichtern und dem Widerschein der schwankenden goldenen und silbernen Ex-votos, daß den Kleinen mitten im Trubel der Verstand stille und der Mund offen stand. Vom leisesten Windzug belebt, liefen die Gasflämmchen am Botivaltar wie Lichtschlangen um die hohen Eisengerüste. Mitten in dem Gefunkel stand das wundertätige Bild mit dem schmalen braunen Holzkopf, in Brokatgewänder und Spitzenschleier gehüllt, mit dem goldenen Schlüssel Luxemburgs in den Händen.

Von der Empore herunter schmetterten die Orgeltöne durch die hallenden Wölbungen der Kirche: *Consolatrix, consolatrix afflictorum!*

Gold- und Silbermünzen flogen über die Köpfe der Beter hinweg ins Chor, wo die Priester in steifen Gewändern und hieratischen Posen einhergingen.

Oben funkelteten die Botivkerzen an den schwankenden Eisengerüsten, und unten lag das Volk in Staub, und arme Menschenherzen, die rot vor Leid waren, flehten empor:

„Hilf! Trösterin der Betrübten, hilf!“

Als der erste Sturm der Begeisterung vorüber war, wurde es ruhiger. Eine tiefe, stille Andacht legte sich über die Beter, und tausend Bitten stiegen und zitterten empor. Das rätselhafte Bild stand lächelnd auf seinem Sockel. . . .

Und langsam floß der Trost in die Herzen, wie von einer unverfiegbaren Quelle.

Die von Bencen hatten sich bis an die Holzschranke gedrückt, die das Chor abschloß. Die „Märjänn“ kniete

auf der niedrigen Stufe, die als Fußbank um die Schranke herum lief. Sie betete laut und ohne Scheu. Die Fremden, die um sie waren, sahen nach ihr hin. Sie kehrte sich nicht daran. Sie war fremd hier, und sie sah nur das Leid zu Haus, wenn das Kind, das sie bei sich hatte, blind wurde oder sonst ungerade. Und sie sah mit großen, fiebrigen Augen hinauf in den Glanz. Auf einmal flimmerte es ihr vor den Augen, die Lichter drehten sich um sie, sie krampfte sich an die Holzbank fest und fiel dann bewußtlos hinterrücks.

Die Bärb, die sie nicht aus den Augen gelassen hatte, fing sie auf und richtete sie wieder empor. Der Bewesck und der „Hèng“, die in der Nähe standen, kamen herzu, und die drei trugen die „Märjänn“ durch die dicht gedrängte Menge hinaus, die unwillig auswich. Anna Märtés folgte durch die offene Gasse. Sie setzten die bewußtlose Frau auf eine Bank in den schmalen Hof, der neben der Kirche war. Anna Märtés öffnete ihr die Kleider auf der Brust und wusch sie mit Wein, den ein Sakristan gebracht hatte.

Der Bewesck und der „Hèng“ standen beiseite und warteten, ob man sie noch weiter bräuchte. Sie begannen zu ahnen, wie groß die Angst wegen der Kinder in dem Bichelhause sein mußte, daß sie die „Märjänn“ in dem Zustand auf die beschwerliche Reise getrieben hatte. Die Bärb, die dabeistand, empfand tiefer als je all das Leid, das haufenweise auf den Schultern der Frau lag.

Als die „Märjänn“ wieder zur Besinnung kam, mußte sie erst langsam ihre Gedanken zusammen suchen, die mit dem Bewußtsein verschwunden waren. Über ihr war ein schmales, blaues Stück Himmel, und neben ihr lärmten die übermütigen Studenten, die aus den Klassen gingen. So saß sie eine geraume Weile und dämmerte vor sich hin. Der blaue Fleck Himmel stand ruhig über ihr wie

etwas Gutes. Sie dachte mit einem müden Trostgefühl an ihren Mann, dem sie gesunde Kinder schenken wollte und für den sie die beschwerliche Reise gemacht hatte.

Als sie wieder zu Kräften gekommen war, ging sie mit den beiden Frauen zum Mittagessen. Der Platz vor der Kirche war fast leer, die Sonne lag hell auf dem Pflaster, und ein alter Trambahnwagen, von zwei müden Säulen gezogen, rumpelte vorüber. In den zahllosen Buden, die jenseits der Straße dicht an einander gedrängt standen, saßen dicke Verkäuferinnen gelangweilt hinter ihren Rosenkränzen und Skapulieren und gähnten. Die Wunder waren vorüber, und die nüchterne Heiligkeit des Mittags stand in den öden Straßen. Die drei gingen der Trambahnlinie nach an den alten Maximinergebäuden vorüber und bogen unter die schattige Pforte des Hotels „zum goldenen Anker“, wo sie ausspannten, wenn sie mit der Kutsche zur Stadt fuhren.

Bald kamen auch die andern von Benzen und Joseph Bichel, der die Seinen in der Kirche verloren und erst unterwegs von dem Vorfall mit der „Märjänn“ gehört hatte.

Sie packten das Essen aus den Körben und bestellten sich einen Teller Suppe und Wein oder Bier, und bald zog der scharfe, würzige Geruch von gekochtem Dörrfleisch durch die Stube und vermischte sich mit dem Alkoholdunst zu einer satten Gasthausatmosphäre, die in ganzen Schwaden bis in den Hof hinausdrang. Die Körperlichkeit der Pilger forderte triumphierend ihre Rechte, und sie zahlten ihr einen reichen Tribut an Speise und Trank.

Am Nachmittag gingen sie durch die Stadt, ihren Geschäften nach. Die „Jungen“ gingen in die Wirtshäuser, und der „Weiße“ führte sie. Joseph Bichel hielt sich abseits und geriet in den Stadtpark. Er trippelte bis an

die Stiftung „Pescatore“ hinauf, die er bewundernd anstaunte. Dann kam er auf die erhöhte Terrasse, die „belle-vue“ heißt, und lehnte an das Eisengeländer, das den Absturz in die Tiefe verhindert. Von unten herauf stieg der konfuse Lärm des Lebens, das sich im Pfaffental drängte, zu ihm herauf. Jenseits der Alzette glänzten die Schienenstränge der Bahn, die kühn über die hohen Viadukte führte. Weithin nach Norden öffnete sich das Alzettetal mit rauchenden Fabrikschlöten und grünen Wiesen. Vor ihm rundeten sich die waldigen Hänge von Thüngen, aus dessen Büschen die drei goldenen Eichen in der Sonne glänzten. Und noch weiter, über die Höhen des Fetschenhofes hinaus, lag sein kleines Dorf, das sie hier nicht einmal dem Namen nach kannten.

Das alles war so schön und es war seine liebe Heimat. Hier, im Anblick des reichen, gesegneten Landes, entsagte er dem Traum von der Ferne, und seine Blicke suchten durch den Dunst, der überall von der Erde aufstieg, nach Osten, wo das kleine Dorf Benzen auf der Höhe des Ochsenkoppels lag und wo unter den hundertjährigen Eichen der Bichelhof stand, der sein Vaterhaus war.

Dann überfah er noch einmal all das Schöne, das rings um ihn war und ihn mit einer starken Freude füllte. Wenn er es nur den Menschen hätte sagen können! Dazu war er zu ungebildet. Da stieg in ihm die Vision auf von einem, der aus einem Dorfe käme und das alles erfaßte und beherrschte und zu sagen mußte, daß es sein Luxemburg war und wie schön es sein konnte. Aber dafür mußte einer von Jugend an hinaus kommen, damit er das alles überwand und unter sich bekam, damit er eine Übersicht behielt. Er war zu alt dazu, und er fühlte schon, wie seine Füße schwer wurden von der Erde von Benzen, die ihm Tag für Tag an den Sohlen hing.

Abends spät fuhren sie in überfüllten Zügen nach Hause. Viele von Benzen hatten sich in ein Coupé gedrängt. Die Kinder lagen müde auf den Schößen der Frauen und schliefen. Das Licht der Gasflammen spielte geisterhaft auf den müden verzogenen Gesichtern. Der Bewesck und der „Senkesjan“ sprachen von den Maschinen. Langsam trollte und ratterte der Zug voran in die Nacht. Bei jeder Station fragte ein Kleines: „Sind wir noch nicht da?“ Der Schneider, der das Kreuz trug, schnarchte in einer Ecke. Ein Junge und ein Mädchen, die sich unbeobachtet glaubten, drückten sich verliebt die Kniee. Endlich kam die vorletzte Station. Es begann ein langes Suchen nach Päckchen und Päckchen, bis alle alles in der Ordnung hatten. Es kam wieder Leben unter sie, und Kinder und Erwachsene freuten sich gleich über das Heim, wo sie sich ausruhen konnten. Man hörte Reden wie: Es ist schöner in der Stadt, aber es geht nichts über das Heim; und: Man ist nirgends besser, als daheim. Die Begeisterung des Morgens war zur Gefühllosigkeit abgestumpft, die sich nach Ruhe sehnte.

Vor dem Bahnhof hielt eine Menge von Rutschen und Wagen aus den Nachbardörfern. Es wurde ein wirres Durcheinander, und langsam ordneten sich die Gefährte und fuhren hinaus in die Nacht, den fernen Dörfern zu. Es war kühl. Die Sterne funkelten am Himmel, es war stille, und der Hauch Gottes wehte durch die Welt, die unendlich groß und schön war.

Als sie gegen Morgen erwachten und mit geräberten Gliedern im Bette lagen, hörten sie, wie die Pilger betend über die Straße zogen: Du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!

Da drückten sie die Köpfe fester in die Kissen und schliefen wieder ein und träumten von weiten, sonnenbeschieneenen Wegen, über die die Pilger zogen. . . . .

Das Leben in den Dörfern floß wieder ruhig wie Wasser, das die Erde überschwemmt hatte und in die Kanäle zurückfließt. Die Bauern hatten den Segen mit hinaus aufs flache Land genommen, wo er seine Wirkung an den Menschen und an den Dingen tat. Die Ernte des Jahres wuchs duftend in die Blumen, und die letzten Tage des Mai waren heiter wie die Laune eines Menschen, der nach langem Kampf in ein junges Glück eingeht. Die Tage folgten sich in gleicher, trunkenere Schönheit und zogen prachtfunkelnd den ersten schwülen Sommergewittern entgegen.

Der letzte Mai schien alle andern Tage in den Schatten stellen zu wollen, obschon sie voll Licht gewesen waren: so blau und rein war der Himmel, und so blendend hell schien die Sonne. Und doch war eine kühle Frische in der Luft von all dem Grün der Wiesen und Felder und Wälder.

Der Bichelhof leuchtete weiß aus einem Wulst von Laub. Die Arbeitsleute waren draußen auf dem Feld, und die Morgensonne lag stille an den Mauern. Die Hühner gackten in den Nestern, und die Tauben ruckten in den Dachrinnen und trippelten mit ihren roten Füßen auf dem klimpernden Blech. Die Spaziergänger zankten sich in den Spalierbäumen, wo sie ihre Nester hatten, aus denen Federn und Garnseken herausgingen. Die Bärnd trieb die Hühner, die frech in den Hausgang gedrungen waren, lärmend heraus und schlug mit der blauen Schürze nach ihnen. Sie kochte das Mittagessen, denn Anna Märtes waren oben im Dorf bei der „Märjänn“.

Bärnd Bichel fütterte mit dem „Bast“, der ihm zur Hand ging, die Pferde im Stall. Er war voll Unruhe

wegen der „Märjänn“, wenn schon der Tag weniger Schrecken hatte als die Nacht, wo man nichts sah außer den Wahnbildern, die man in sich hatte. Er trippelte in den Garten hinaus, um sich zu zerstreuen und seinen Gedanken, die ihn peinigten, eine andere Richtung zu geben. Es war eine Pracht um ihn. Die jungen Pflanzen standen im fettesten Wachstum am Boden, und die Früchte an den Bäumen formten sich rund und grün zwischen glänzenden Laubbüscheln. Die Sonne stand heiter am blauen Himmel und goß eine Flut von Licht über die Welt. Es war stille auf der Flur wie an einem Sonntag. Im Garten summten die Bienen in die Kreuz und Quer. Hoch oben in die sonnige Höhe, soweit das Auge reichte, schwärmten sie den Königinnen nach, die ihren Brautzug hielten und immer höher gegen die Sonne flogen, als ob Licht und Liebe dasselbe wären.

Bärnd Bichel ging an dem Wachholderbaum, der stahlblau glänzte, vorbei, durch ein Loch in der Weißdornhecke, bis hinauf ins „Hochfeld“, wo er in das Tal der Schley hinuntersah. Die Schley mit ihren Bächen zog leuchtend durch die Wiesen, die seidig glänzten, und die Dörfer schimmerten in einer langen Flucht aus den dunklen Büschen der Obstbäume. Und hinter den Dörfern stiegen farbig gewürfelte Felder an sanften Hügeln aufwärts, und Wälder tauchten vereinzelt auf und schlossen sich fern am Horizont zu einem grünen Kranz, in dem die heiter bewegten Saaten und Gräser sich im Winde schaukelten. Darüber wölbte sich der blaue Himmel, und die Lerchen stiegen aus den Kleefeldern auf und hingen jubelnd über ihren Nestern.

Es war ein Miston in der Landschaft, der die schöne Harmonie des Bildes zerriß: die Blindenanstalt von Schleyen, die zu hell und zu groß war. Ihre große Seligkeit tat den Augen weh, und ihre plumpe Massivität

erdrückte die Bauernhäuser, die ringsum lagen. Sie drängte sich unbescheiden vor und zwang die Augen und auch die Gedanken hin, daß sie nicht daran vorbeikamen. Bärnd Bichel dachte wieder an die blinden Kinder.

Da sah er nach dem Wesen seines Ältesten, das oben im Dorf lag. Es war leicht zu unterscheiden wegen des sandgelben Neubaues, auf dem das helle Holzgerippe des Daches gleißte. Nichts regte sich beim Hause, nur der Sonnenschein lag hell um dasselbe herum. Da kam eine Ruhe in den alten Bichel, die aus der großen Ruhe, die um ihn war, aufstieg. Es war ein Tag so voll Heiterkeit, daß nichts übles auf der Welt geschehen konnte.

Und der alte Bichel sah wieder über das Schlental und seine wehende Pracht. Das Herz ging ihm auf, und er hätte einem in Worten sagen mögen, wie schön das alles war. Aber ein alter Bauer konnte das nicht; er konnte nur Gott danken, daß er eine so schöne Welt gemacht hatte, die er ihm zu genießen gab. Wie kleinlich waren die Menschen, die jammernd und händeringend vorüberzogen, gegen die ewige Schönheit der Welt! Der alte Bichel richtete sich an ihr empor, wie ein Kind am Gebet.

Oben im Dorf, wo die Sonne so hell durch die Dachsparren in den neuen Bau hinunterschien, warteten sie voll Angst auf das neue Leben, das kommen sollte. Die „Märjänn“ betete in ihrer Pein, als ob noch etwas geändert werden könnte. Peter Bichel war in einem Zimmer nebenan und durchlebte die letzten furchtbarsten Minuten der Erwartung, wo der Zweifel stark genug wird, um einen gefunden Verstand über den Haufen zu werfen. Er sah immer nur das eine Bild: den Zug der blinden Kinder, die mit alten Gesichtern und vorwärts tastenden Knien über die Straße zogen und ein Lied sangen. ....

Anna Märttes ging schweigend auf und zu. Ihre Füße

waren schwer wie Blei, und sie fühlte ein Prickeln ganz oben im Hirn, dicht unter der Kopfhaut, wo die Wurzeln der Haare waren.

Die Sonne schien hell durch die weißen Gardinen der Fenster. Mücken flogen in der Mitte des Zimmers unter der Decke und stießen in törichtem Liebespiel durcheinander. Unter dem Spiegel hing das Bild der toten Eltern, die irgendwohin geradeaus vor sich ins Weite starrten.

Die Hebamme bemühte sich um die „Märjänn“. Sie zitterte vor Aufregung, als ob sie einen Teil der Verantwortlichkeit trüge.

Die Geburt ging dieses Mal leicht. Sie sahen sofort nach den Augen. — Das zweite Kind war blind wie das erste.

Es schlug Anna Märttes aufs Herz. Ihre Züge zerlegten sich. Das Gesicht zog sich in die Länge und wurde starr wie das einer Toten.

Die „Märjänn“, die im voraus das Opfer schon gebracht hatte, wenn es nicht anders möglich war, sagte mit einer dumpfen Verzweiflung: „Was soll wohl aus uns werden?“ Sie brachte keine Träne aus ihren brennenden Augen.

Die Hebamme weinte.

Als Peter Vichel den ersten Schrei des Kindes hörte, kam er herein. Er war totenblaß, als er die Tür zögernd öffnete. Während er die Hand an den kalten Griff legte, sprang noch einmal alle Hoffnung zusammen wie eine Springflut in ihm auf. Dann sah er die Gesichter, und alles in ihm versank. Er stand nur einen Augenblick in der offenen Tür, dann ging er in der Verzweiflung hinaus. Es war ihm, als hätte einer sein Leben von einer hohen Leiter heruntergeworfen, daß es in tausend Scherben zerbrach. Er irrte, von der Verzweiflung gejagt,

ziellos durch Scheunen und Ställe. Seine Gedanken waren ohne Folge. Er fühlte seine Nerven im Kopf zittern und schwingen. Ihre Erregung war auf die Spitze getrieben. Noch ein wenig, und es kippte etwas unrettbar in ihm um, oben, wo die Nervenfäden im Hirn zusammenliefen und wo das seelische Gleichgewicht eines Menschen in leichter Schale schwankt. Aus dem Trubel seiner wirren Empfindungen tauchte ein Gedanke mit erschreckender Deutlichkeit vor ihm auf: Du wirst verrückt.

Es trieb ihn unbewußt in den neuen Bau, der seine letzte große Sorge gewesen war. Er schien ihm etwas Fremdes, das in keinem Zusammenhang mit ihm stand. Nur allmählich und wie aus weiten Fernen dämmerte das Bewußtsein in ihm auf, daß er mitten in all diesen Leiden stand; er, Peter Bichel, der als Kind hier gespielt hatte und nun selbst die zwei blinden Kinder hatte. Es kam wieder Folge in seine Gedanken, und ein helles Erkennen der Wirklichkeit. Da schlug er in der Verzweiflung die Fäuste gegen den rauhen Bewurf der Mauer, daß ihm die Knochen bluteten. Dann ließ er sich erschöpft auf einen Stein fallen und weinte wie ein Kind über sein verdorbenes Leben.

Die „Märjänn“ hatte keine Ruhe mehr, als Peter Bichel so ohne ein Wort zu sagen, weggegangen war. „Um Gottes willen, sagte sie, geh' einer dem Peter nach, er macht sich ein Leid. Hol einer den Bärnd Bichel, der kann vielleicht noch helfen. Ich fürchte, das Haus geht zu Grunde“.

Bärnd Bichel kam eben aus dem Garten, als der Knecht ihm die böse Nachricht brachte, auf die er sich halb und halb gefaßt hielt. Es war dennoch wie eine Sturzwelle, die kalt über ihn wegbrauste und ihm den Atem für Sekunden nahm. Er mußte sich erst besinnen und wie-

der zurecht finden, ehe er handeln konnte. Dann ging er hinunter. Er ging rascher als es seine Gewohnheit war, denn es stand alles auf dem Spiel. Er kam an den Höfen vorbei, wo die Bauern arbeiteten und vergaß das Grüßen. Als er dann von weitem den unfertigen Bau mit den hohlen Fenstern und Lucken sah, die leeren Augenhöhlen glichen, überfiel ihn die plötzliche Angst, daß das alles nicht fertig würde.

Als er hinunterkam, sah er Peter Bichel durch eine Türöffnung im Bau. Sein Gesicht war so verändert, daß der alte Bichel erschrak. Die Begegnung der beiden Männer brachte ihre Gefühle, die aus ihnen herausdrängten und heftig gegen einanderstießen, zur höchsten Wallung, und sie blieben einen Augenblick wortlos. Dann sagte Bärnd Bichel ohne Einleitung, indem er über das Kind hinwegging: „Ich bin heraufgekommen, damit du dir kein Leid antust und das Unglück nicht noch schlimmer wird.“

„Es kann nicht mehr schlimmer gehen.“

„Sprich nicht so, das ist eine Versuchung. Was geschieht, geschieht mit dem Willen Gottes, und wir müssen es tragen.“

„Es geschieht durch unsere Schuld, das ist das Fürchterliche daran, und darum nimmt es kein Ende“, sagte Peter Bichel in dumpfer Verzweiflung.

„Und wenn es auch durch unsere Schuld geschieht, müssen wir dennoch die Sühne tragen. Der ist kein Mann, der die Folgen seiner Handlungen nicht auf sich nimmt.“

„Wenn sie aber unerträglich sind!“

„Auch dann, wenn sie unerträglich scheinen, denn erträglich sind sie immer. Es hat keiner das Recht, sich am Leben und der Arbeit vorbei zu drücken. Das Leben ist oft ein recht hartes Joch, das niederdrücken will. Wir

müssen es mit Stolz und aufrecht zu tragen wissen. Wer fest in die Disteln greift, den stechen sie am wenigsten; das weißt du aus der Erfahrung.“

„Es ist aber um den Verstand zu verlieren“, sagte Peter Bichel gereizt.

„Es ist immer der erste Schmerz, sagte Bärnd Bichel, der am ärgsten brennt.“ Er machte eine kleine Pause und ging auf den Steinscherben auf und ab. „übrigens, fuhr er fort, die Arbeit hat dir schon einmal geholfen und sie hilft noch. Gerade ehe ich die Botschaft erhielt, war ich bis aufs „Hochfeld“ hinaufgetrippelt. Da steht alles rings im Wachsen, und deine Äcker sind die schönsten. Du hast auch das schönste Gras in den Wiesen. Das alles wartet draußen auf dich und auf deine Pflege, und du kannst in diesem Sommer deine Maschinen probieren.“ Hier machte der alte Bichel eine Pause und sah Peter Bichel von der Seite an. Dieser sagte kein Wort und stützte den Kopf in die hohle Hand.

„Hast du denn keine Freude mehr an der Arbeit und an dem Land?“

Da fuhr Peter Bichel in einer jähen Wallung empor. „Das Land und immer nur das Land!“ warf er sich auf. „Die Menschen sind es, die das Glück und das Unglück auf der Welt machen. Und die Kinder, die einer hat. Was habe ich denn jetzt von dem Land?“

Da schwieg Bärnd Bichel vor dem harten Urteil, das ihm das Herz zerriß. „Ich lasse dich allein“, sagte er nach einer kurzen Weile; „das ist besser, denn du bist gereizt.“ Er fügte noch hinzu: „Wenn du auch vom Lande fort wolltest, du kommst dennoch nicht fort.“

Dann ging er zu den Frauen.

**E**s wurde vieles anders auf dem Hof, und sie lernten das Leben von der bittersten Seite kennen, wo es dicht am Rande der Verzweiflung hingehet. Was oft auf den Dörfern an den besten geschieht, geschah; Peter Bichel wurde ein Trinker. Zuerst hielt keiner es für möglich, und die Wirte waren geniert, wenn er am hellen Werktag in den Wirtsstuben saß und sich betrank, während draußen die ungetane Arbeit wartete. Aber allmählich ging es in die Gewohnheiten des Dorfes über. Sie zogen höchstens die Schultern, wenn von ihm die Rede ging und sagten: „Es weiß doch keiner, was an den Menschen kommen kann, ehe er vor Alter stirbt. Wer hätte nur das hier von Peter Bichel für möglich gehalten.“ Und die Jungen sagten es altklug nach und zogen eine Lehre daraus. Von Zeit zu Zeit noch raffte Peter Bichel sich zur Besinnung empor. Dann arbeitete er, bis er zusammenbrach. Es war kein Maß und kein Verhältnis mehr in seinen Handlungen. In ein paar Monaten war er weiß geworden wie eine Taube. Der Bau blieb unfertig stehen, und verfiel wieder, ehe noch die Türen und Fenster eingesetzt waren. Das Gesinde, das ohne Aufsicht blieb, lag auf dem Felde bei der Arbeit, das Vieh ging ein, und der Schinder wußte den Weg zum Bichelhause mit verbundenen Augen zu finden. Die Alten in Benzen, die schon Manches im Leben erfahren hatten, fingen an die Köpfe zu schütteln und prophezeiten übles. „Wenn einer wie der Bichel den Kopf verliert, gibt es Scherben, sagten sie. Er ist von der alten Rasse; was die tun, das tun sie ganz.“

Bärnd Bichel stemmte sich aus Leibeskräften gegen das Schicksal. Er wachte draußen auf dem Feld über die Arbeit und er ging durch die Ställe, wenn er wußte, daß

Peter Bichel nicht da war. Joseph Bichel, den das Leben in seine harte Schule nahm, führte das Wesen auf dem Bichelhof mit dem Ernst eines durch die Erfahrung gereiften Mannes. Die Bärb dachte mitten in dem Unglück an kein Fortgehen mehr. Das Leid band sie alle fester zusammen und hielt sie auf dem kleinen Stück Erde, das sie ihre Heimat nannten. Und sie richteten sich alle an dem eisernen Willen des alten Bichel empor, um den das Unglück brandete, und der nicht kapitulieren wollte. Aber es ging immer mehr bergab. Der Stein war im Rollen und rollte. Sie sahen angstvoll auf das Ende.

So ging der Sommer vorüber, und der Herbst rückte an seine Stelle. Die späte Herbstsonne spann weiße Spinnwebfäden um das stille Benzen, das wie ein Märchendorf auf dem hellen Ochsenkoppel lag. Die große Landstraße lief an den beiden Enden staubig hinaus in endlose Fernen. Die Finken sammelten sich in den Gärten und plauderten in den bunten Laubkronen der niedrigen Apfelbäume, und die welken Blätter glitten unter ihrem leisen Hauch zu Boden. Die brennende Blut des Sommers erstarb draußen in Farben und Lichtern. Die junge Herbstsaat überzog die umgeackerte, braune Erde mit dem violetten Schimmer ihrer keimenden Spizen. In den Wöbäckwiesen gingen die buntschekigen Rüche ihren Weidegang zwischen spröden Herbstzeitlosen, die sie mit ihren plumpen Füßen niedertraten. Die Kinder, welche hüteten, lagen auf Haufen und spielten „Grabchens“. Sie schaufelten mit alten Messern und spizen Stöcken ein Grab und legten einen Toten hinein, und tanzten Ringelreihen um das offene Grab in heidnischer Freude des Lebens. Der Tote war eine morsche Baumwurzel aus dem nahen Wald, und die Fahne ein welker Erlens-strauf. Sie spielten das Leben wie Kinder spielen. . . .

Zu Hause saßen die Alten in den leeren Häusern, die

innen schon kalt waren, als Wächter. Sie gingen vor die Häuser in die Sonne und wärmten sich: die Großväter mit den weißen Bärten und den zitterigen Händen und die Großmütter mit dem wackligen Kopf auf den Schultern. Sie gingen an Stäben und trippelten zueinander. Nicht weit fort, denn sie mußten das Haus und die kleinen Kinder hüten, und sie waren voll zitternder Ängstlichkeit.

Es ist so stille in den Dörfern; in den weißen Dörfern mit den blauen Dächern und den blauen Fernen. Und dem weiten Horizont. Es ist nichts in dem weiten Horizont wie Wälder und Felder und die weißen Häuser mit den blauen Dächern und die Wolken, wenn Wolken da sind.

Der Wortschatz der Bauern ist karg und ist das Kleid ihrer kargen Gedanken. Aber unter dem stillen Leben geht tiefes Leid weit verästelt wie Wurzeln in der dunklen Erde.

Oben im Dorf, wo man über die Laubkronen der Bäume vom Gompelsgarten hinweg den spitzen Kirchturm von Schlenen emporragen sah, saß die alte „Schumerfch“ zusammengebückt auf einem Holzbock und schlummerte. Die milde Herbstsonne wärmte ihr das Herz und kringelte ihr farbige Lichter in die Augen. Visionen aus einer glücklichen Jugendzeit standen freundlich vor ihr und lächelten sie an. Alles Leid war weit, weit fort, ganz da unten, wo die Sonne unterging.

Die Sonne glitt langsam über sie hinweg, und der Schatten stieg kalt an ihr empor. Als er ans Herz kam, erwachte sie und fuhr erschrocken zusammen. Sie hatte ja das Kind bewachen sollen! Sie hastete empor. Da saß es zum Glück auf dem Sandhaufen neben der Scheune und ließ in stiller Glückseligkeit den trockenen Sand durch die Finger rieseln, während die Sonne ihm hell in die

Augen schien. Erst als der Schreck, der sie emporgeworfen hatte, vorüber war, empfand die „Schumersch“ das Gefühl von einer großen Müdigkeit im Rücken. Sie machte einige Schritte, um sich die Glieder auseinanderzuziehen. Nun trat erst die ganze Dürftigkeit der verfallenden Menschenruine an ihr offen zutage. Sie war Stallmagd gewesen, hatte dann einen reichen Bauern geheiratet, mit dem sie in Glanz lebte. Das einzige Kind, das ihr geblieben war, hatte sie auf den Händen getragen und verzogen. Jetzt erntete sie den Lohn; ihr „Schangel“ ging der Freude in den Städten nach, während alles zu Hause verrottete und seine junge Frau aus Unlust und Verdruß tagelang im Bette lag. Dann machte die alte „Schumersch“ die Arbeit, die nicht zu ihr und ihren besseren Kleideruinen paßte. Sie trug ihr Elend ohne Würde und Scham, denn sie war von nichts her.

Alles um das Haus war in Unordnung, und die Taube lief über den Weg. Sie sah alles wie es nicht war und wie es sein sollte. Aber sie sagte nichts aus Ängstlichkeit, denn er schlug sie, wenn sie ihm riet. Darum schwieg sie.

Sie sah über die Spitzen der Bäume hinunter nach dem Kirchturm und nach dem Kirchhof, wo unten in den Gräbern ihr toter Mann lag. Damals, als er noch lebte, war es ihr nie aufgefallen, daß man über die Bäume hinweg so weit an dem Kirchturm hinunterfah, fast hinunter bis zum Kirchhof, wo die weißen Kreuze leuchteten.

Über das holperige Pflaster der Dorfstraße kam der „Neffelsmecher“ mühsam an seinem Stock herangehumpelt. Er hatte einen Klumpfuß am rechten Bein, das um eine Handbreit zu kurz war. Sein verwittertes Gesicht war in tausend Falten und Fältchen zusammengechrumpft, und die Augen waren eingekniffen vom

vielen Schauen auf den weiten, hellen Wegen des Lebens. Er trug ein grobes Drillichkleid und eine Tuchmütze, die peinlich sauber war, und ein altes, weißes Leinenhemd mit niedrigem Umlegkragen, durch den eine schmale, schwarze Seidenschnur gezogen war. Das rechte Hosenein war über dem Schuh geknittert und unten ausgefranst. Der „Leffelsmecher“ wohnte ganz allein in einem kleinen Haus, das weit außerhalb des Dorfes an einem Feldwege lag. Er flocht Körbe und schnitzte aus weißem Buchenholz Waschläuel und hölzernes Küchengerät, das er in der Gegend feilbot.

Der alte „Hauptert“, so hieß der „Leffelsmecher“ mit Vornamen, war ein uneheliches Kind von einem durchziehenden Deutschen, das in Benzen wild aufgewachsen war. Sobald er sich in der Welt umtun konnte, zog er nach Frankreich, und seitdem hörten sie nichts mehr von ihm in Benzen. Bis er eines schönen Tages zurückkam und sich in dem kleinen Haus „auf dem Unger“ niederließ. Die jüngere Generation taufte ihn wegen seines französischen Akzentes „de Franzouùs“. Bald war er ein lebendiges Stück von Benzen und trieb im Kreise des stillen Dorflebens wie ein angeschwemmtes Schilfrohr in einem Tümpel. Er ging in keine Kirche, was unerhört war in Benzen, und die Mütter drohten den Kindern, wenn sie nicht beten wollten: Du kommst zum „Franzouùs“ in die Hölle. Daß er dahin kommen müsse, nahmen sie als eine Tatsache an, die nicht zu bezweifeln war. Das war für die Kinder von Benzen ein wahres Herzeleid, denn sie hatten den alten „Franzouùs“ gerne, der ihnen schöne Pfeifen schnitt und sie die Pflaumenbäume schützen ließ, die in seinem Gärtchen standen. Wenn sie abends im Bett lagen und die Schutzengel im Zwiellicht des Dämmers mit den weichen Flügeln in den ersten Schummer hereinschaukelten, baten sie die schönen Geis-

ter, daß der häßliche Teufel den guten „Franzouß“ nicht mit in die Hölle nehmen dürfte, und daß er in den Himmel käme, wo er den Himmelskindern, die gewiß auch Freude an diesen Dingen hätten, Körbe flechten und Pfeifen schnitzen sollte.

Der alte „Hauptert“ ging mit seinen klappernden Holzgeräten seine einsamen Wege und kümmerte sich um kein Gerede. Er hatte denken gelernt auf den weiten Wegen des Lebens, auf denen er sich in der Bluthitze des Sommers die Füße wund gegangen hatte, als er auf der Suche nach dem Glück war, das er nicht finden konnte. Bis er wieder in die Heimat kam und verstand, daß sie allein Freund sei mit ihren Erinnerungen und mit ihrem altgewohnten Horizont, den er immer in der Fremde mit sich herumgetragen hatte. Er freute sich jedesmal, wenn er sein kleines Heim wieder sah, wo er mutterseelen allein wohnte mit dem Wind und dem Regen und dem Sonnenschein. Und mit dem wechselnden Bild alles dessen, was er übersah bis weithin in die Ferne, wo die grünen Wälder wehten. Und mitten im Wiesental lag unten die Kirche, um die die Dohlen kreiften. Und tiefer noch der Kirchhof und die Toten: der bodenlose Abgrund, um den das Leben kreifte wie ein Wirbel. . . .

An all das dachte der alte „Hauptert“, wenn er über die weißen Wege ging, die zu den Dörfern führten. Von den Höhen aus, wo er rastete, übersah er das Leben wie die Dörfer, die vor ihm ausgebreitet lagen. Es war Manches anders auf der Welt, wie die Bauern sich es vorstellten, ganz anders. . . .

Wenn er dann in die Dörfer kam, war er der „Leffelsmecher“ mit dem Klumpfuß, der mit seiner Holzware rappelte, und dem die Kinder nachliefen, wegen der schönen Pfeifen, die er den Taschen hatte.

Er blieb vor der alten „Schumerck“ stehen, legte sein

Bündel auf den Boden und wischte sich den Schweiß.  
„Wir fangen an alt zu werden, sagte er, und die Beine wollten nicht mehr recht mit über die holperigen Wege.“

„Wir sind nicht mehr von heute und gestern“, bestätigte die „Schumersch“.

Sie sprachen von dem schönen Herbsttag, und dann kam die Rede auf ihre Jugendzeit. Sie liegt dem Alter nahe wie der Ausgangspunkt dem Endpunkt auf der Kreislinie. Ihr frohes Jugendleben und das Benzen von damals stiegen in warmen Bildern aus der Vergangenheit auf. Das Leben hatte sie auf wirren Pfaden weit auseinandergeführt und brachte sie beide durch eine Laune des Schicksals verarmt und enttäuscht im hoffnungslosen Alter wieder zusammen.

Sie waren aus dem Schatten getrippelt, und die helle Herbstsonne schien gleichgiltig zwischen ihnen durch.

Sie blickten beide über die Spitzen der Bäume hinweg, wo der Kirchturm von Benzen aus dem Wiesengrund emporragte. „Damals waren der Berg und die Bäume höher, und man sah noch nichts von dem Turm“, sagte unvermittelt die alte „Schumersch“.

„Damals waren wir jung und wir gaben uns nicht die Mühe über die Bäume hinwegzusehen, von denen wir glaubten, daß sie in den Himmel hineinwuchsen. Und wir sahen nicht, was dahinter war: der Kirchhof mit den Gräbern und den Kreuzen.“

Sie schwiegen eine Weile in der Erinnerung an all das Vergangene. Dann lenkte der „Leffelsmecher“ in die Gegenwart ein. „Hast du schon gehört, fragte er, daß Peter Bichel sein Land versteigert?“

„Es ist nicht möglich“, sagte die „Schumersch“ und schüttelte den Kopf.

„Es ist aber so!“

„Die armen Leute! Als ich noch auf dem Bichelhof war, sagte der alte Bichel — Gott hab' ihn selig — schon immer, daß ein Bauer verloren sei, wenn er sein Land vertat und daß es der Anfang vom Ende ist.“

„Er tut so wie so kein Gutes mehr.“

„Das bricht dem Bärnd Bichel noch das Herz.“

„Es ist so auf der Welt, daß Glück und Unglück sich ablösen. Es ist wie mit dem guten und schlechten Wetter; die Bichel waren lange im Glück, jetzt ist das Unglück da.“

„Ja, die Kinder!“ sagte die „Schumersch“ mit einem leisen Zittern in der Stimme. Sie können einem das Herz aus dem Leibe drehen.“

„Ohne die Kinder ist ein Leben auch verloren, „Schumersch“, sagte der alte „Hauptert“ und blickte mit seinen zusammen gekniffenen Augen in die Sonne.

Das Kind, das im Sande spielte, war neugierig herzugetreten und musterte mit begehrenden Augen den blanken Holzkram. Als die Unterhaltung dann zu lang dauerte, fing es an sich zu langweilen. Es griff der alten Frau in die Kleider und pendelte an ihren Rücken hin und her.

Ein letzter Falter in buntblumigem Kleid flog aus den Gärten über den Weg. Das Kind sah ihn und wollte ihn haschen. Und es riß die alte „Schumersch“ an der Hand mit fort: „Komm „Gitti“, wir fangen ihn, komm.....“

Der alte „Hauptert“ nahm sein Bündel wieder über die Schultern und ging seinen Weg weiter nach dem „Anger“. Als er dorthin gekommen war, setzte er sich auf eine hölzerne Bank vor sein Haus. Die Abendsonne lag still über Benzen, und überall auf den Feldern waren Wege von weißem Spinnweb, die zur Sonne führten. Darauf wanderten seine Gedanken. . . .

Auf dem Bichelhof herrschte bei sinkender Nacht noch reges Leben. Sie luden Kartoffeln ab, die sie über ein Holzgerüst durch eine Lucke in den Keller rollen ließen. Die Knechte und Tagelöhner schleppten die schweren Säcke herzu, und es gab jedesmal ein eigenartiges Poltern wie das lang gezogene Rollen des fernen Donners, wenn die runden Knollen über die Bretter sprangen. Eine Wolke von Staub zog um die Laterne, die Licht machte, und ein starker Geruch vom Boden der Felder stieg auf. Unter dem offenen Schuppen drehte schürfend und pfeisend der schwere Reibstein, der das Viezobst zerrieb, und das Krachen der Schaufel, womit der „Bast“ die runden Äpfel unterstieß, klang hinaus in die Nacht. Nebenan lief der Most vom Kelter geräuschvoll in eine Bütte. Über dem Hof stand ein Stück Himmel mit funkelnden Sternen.

In der Stube saßen Bärnd Bichel und der „Hèng“ bei einem kleinen Feuer und rauchten ihre Pfeife.

„So ist es wirklich richtig, daß er fort will“, führte der „Hèng“ ein angefangenes Gespräch weiter.

„Es ist nichts dagegen zu machen; er folgt seinem Kopf und geht uns aus dem Weg.“

„Es scheint unglaublich, und es ist wie ein Traum.“

„Wir haben in der letzten Zeit viel mitgemacht, und es ist noch nicht am Ende.“

„Es ist schwer, wenn man in seinen alten Tagen Unglück hat, weil man dann keine Zeit mehr hat zum Glück zu kommen.“

„Ich habe mich soweit darin gefügt, daß ich nichts dagegen hätte, wenn er fortginge; wenn er nur das mit der Versteigerung ließe.“

„Ein so besonnener Junge wie er war! Man sollte meinen, es sei nicht möglich.“

„Er muß den Verstand verloren haben.“

„Es ist immer gefehlt, wenn einer, der verständig war, in seinen reifen Jahren neben den Weg gerät; er kommt selten mehr hinauf.“

„Es ist gut, daß man nicht alles voraussieht, ich hätte sonst keine ruhige Stunde in meinem Leben gehabt“, sagte Bärnd Bichel.

Als dann die Leute zum Nachteffen in die Stube kamen, schwiegen die beiden zuerst, dann sprachen sie vom Galgenberg. Der „Hèng“ erzählte, wie er unten an den Berg Löcher gemacht hatte, um Bäume zu pflanzen. „Dann können die Kinder wenigstens Obst haben, sagte er, wenn ich auch nichts mehr davon habe.“ Dann sprach er mit Wärme von dem eigenen Grund und Boden, wo man selbst sät und pflanzt und die Frucht keimen und wachsen und reifen sieht und sie durch das ganze Jahr mit seinen Wünschen und Sorgen begleitet. „Man hängt sich mit Leib und Seele daran“, sagte er.

„So soll es wenigstens sein“, sagte Bärnd Bichel.

Die Mädchen legten ein großes, weißes Tischtuch und Messer und Gabeln auf. Dann brachte die Margreth einen großen Eisentopf herein und schüttete die dampfenden „Quellkartoffeln“ auf den Tisch, während die Leute den Rand des Tischtuches hoch hielten, damit sie nicht hinunterliefen. Dann bauten sie oben und unten einen großen Wall und stellten mitten hinein die Teller mit der würzigen Poreetunke. Die Bärb brachte einen großen Krug voll Most und Gläser. Dann aßen sie. Über dem Essen redeten sie noch weiter über das Land: wie es der Gradmesser für den Wohlstand der Bauernhäuser war, wie der Erwerb von Land ein Zeugnis für die Gesundheit eines Wesens und die Veräußerung ein Zeichen des unrettbaren Niederganges war.

**U**nauhaltfam rollte die Zeit, und der Tag der Verstärkung kam. Es war um Martini, und die Herbstnebel zogen über die Saaten wie sonst. Im Preussischen waren wieder Manöver, und das Schießen dröhnte dumpf über den Wetterberg herüber. Als ob es nicht Leid genug auf der Welt gebe! dachte Bärnd Bichel, als er über die Straße zum Wirtshaus hinunterging. Müssen sie sich auch noch üben, um einander tot zu schießen! Joseph Bichel ging groß und schlank neben dem Alten. Er hatte alles Knabenhafte abgelegt und er war ernst wie ein Mann. Darüber, daß der alte Bichel ihn in der letzten Zeit ins Vertrauen zog, hatte er einen Stolz, den er in einem selbstbewußten Auftreten zur Schau trug.

„Wir müssen zurücksteigern soviel wie wir können, sagte der alte Bichel; darnach sehen wir, was weiter wird.“

„Das ist auch meine Meinung, sagte Joseph Bichel. Es wird vielleicht noch einmal anders.“

Dann sprachen sie von Peter Bichel, der die Herrschaft über seinen Willen vollständig verloren hätte. Daran anknüpfend sagte Bichel: „Du bist noch jung, und du stehst erst im Anfang deines Lebens. Das hier nun lege ich dir ans Herz: Halte deinen Willen immer fest in der Hand wie einen Durchbrenner, den man nicht aus dem Auge läßt. Ich erzähle dir jetzt eine Geschichte, die mir in meiner Jugend passiert ist und aus der ich eine Lehre für das Leben gezogen habe, die du dir ebenfalls merken sollst. Als ich so ungefähr in deinem Alter war — vielleicht zählte ich auch einige Jahre mehr — fuhr ich einmal mit einer Fuhrre Mist nach den „Hoecten“ jenseit der Bahn. Als Vordergespann hatte ich zwei junge Pferde, die leicht scheuten. Wir waren eben in der

„Spanesck Heck“, wo der Weg dicht an der Bahn hingeht — damals war die Hecke noch nicht da — und ich ging neben dem Gespann und dachte, weiß Gott, woran, als plötzlich der Zug aus den Kalkfelsen von Keimel hervorbrauste. Wie der Blitz flogen die beiden Vorderperde herum und standen schon mit den Vorderhufen auf den Geleisen, als ich sie noch in der letzten Sekunde mit übermenschlicher Kraft, die mir die Angst gab, über die Hand in den Weg werfen konnte, wo sie mit blutenden Mäulern übereinander kollerten. Wenn ich die Leine nicht in der Hand gehabt hätte, lagen wir unter dem Zug. Seitdem lasse ich die Leine nie mehr aus der Hand, auch im Leben nicht, und ich lasse sie auch nicht locker, damit sie nicht reißt, wenn ich anziehe, und die Pferde und der Wille mir durchgehen. Wer so durchs Leben geht, den wirft das Unglück nicht aus dem Sattel, und er geht an den Gefahren vorüber.

Die Wirtsstube war voll von Leuten, und sie hörten die Stimmen bis hinaus auf den Weg. Gerade als sie eingehen wollten, kam Peter Bichel heraus. Er schwenkte. Als er die beiden sah, zögerte er eine Weile und kam dann die Treppe herunter. Es war etwas Fremdes in seinem Gesicht, das der Alkohol und die Verzweiflung hineingetan hatten. Darunter lagen die alten bekannten Züge von früher verwischt. Bärnd Bichel entsetzte sich, als er das Gesicht sah. Er suchte das wieder nach zu rufen, was tief unten lag aus einer früheren Zeit.

Peter Bichel stand düster und hielt sich mit der einen Hand am Treppengeländer fest; er sagte kein Wort.

„Noch ist es Zeit, mahnte eindringlich der alte Bichel; zieh die Versteigerung zurück! Tu dir und mir und uns allen die Schande nicht an.“

„Die Schande ist, daß ich noch hier bin und der Heimat

Unehre mache, so meintet Ihr ja damals. Sagt es nur gerade heraus, daß Ihr am liebsten hättet, ich wäre tot.“

Da schwieg der alte Bichel und er nahm blutenden Herzens Abschied von dem, das ihm das Liebste im Leben gewesen war.

Als die beiden Bichel in die Wirtsstube eintraten, wurde ein tiefes Schweigen unter den Bauern. Sie waren alle geniert, als ob es ein Unrecht von ihnen sei, daß sie da waren. Bärnd Bichel nahm Platz an demselben runden Tisch, wo er auf der „Tillepetcheschtê“ gegessen hatte. Er bestellte einen Schoppen Wein für sich und den Joseph. Er war bleich, und seine Hand zitterte, als er den Wein ausschenkte. Da kam der „Zuckelstid“, der betrunken war, auf ihn zu. „Guten Abend, Herr Bichel!“ sagte er.

Bärnd Bichel gab ihm höflich den Gruß zurück.

„Gelt, sagte der „Zuckelstid“, es ist, wie ich gesagt hatte. Es weiß keiner wie er endet. Jetzt bin ich in besserer Gesellschaft, Herr Bichel.“

Bärnd Bichel unterredete sich mit einem Bauer an seinem Tisch und tat, als ob er nichts höre.

„Der Peter Bichel hat mehr in einem Jahr vertrunken, als der „Zuckelstid“ in seinem Leben. Freilich, er kann es besser machen; dafür versteigert er jetzt das Land. Es ist auch gut, daß das Land unter die Leute kommt; es braucht nicht einer alles.“

Bärnd Bichel wollte etwas sagen; er bezwang sich und redete weiter mit einem Nachbarn. Von den andern Tischen suchten sie den „Zuckelstid“ wegzubringen.

„Und der Peter Bichel ist ein feiner Trinker, der nimmt sich auch noch sein Mädchen dazu. Fragt nur die...“

Er konnte den Satz nicht zu Ende führen. Bärnd

Bichel war aufgesprungen und stand totenbleich vor dem „Juckelstid“. Er sagte nur das eine Wort: „Hinaus!“ Und er wies mit dem Finger nach der Tür. Es zuckte ihm in den Fäusten und im Gesicht.

„Sie werden doch nicht, Herr Bichel . . . Sie werden doch nicht, stammelte der „Juckelstid“ und verzog sich nach der Türe. Es war ja nicht so ernst gemeint.“

Ein zweites Hinaus! brachte ihn bis in die Tür, wo er auf den hereintretenden Peter Bichel stieß. Er drückte sich an ihm vorbei ins Freie.

Peter Bichel nahm in einer Ecke Platz und stützte den Kopf in die Hände. Sie saßen so, daß Bärnd Bichel ihm den Rücken zukehrte.

Die Versteigerung begann. Zuerst genierten die Bauern sich ein wenig, dann wurde die Bier nach Land stärker als die Scheu vor dem alten Bichel. Als dieser dann alles zurücksteigerte, wurden sie böse und sahen ihn mit feindlichen Augen an.

Es wurde ein Kampf auf Leben und Tod. Stück um Stück wurde ausgeben, und es war dem alten Bichel, als ob ihm jedesmal ein Stück aus dem Herzen gerissen würde. Dann kam der schönste Artikel: die große Wiese in der „Laach“. Er stand jetzt aufrecht und kämpfte gegen sie alle mit übermenschlicher Anstrengung wie gegen eine Meute. Und auf einmal brach er zusammen und weinte wie ein Kind.

Da wurde es totenstill. Es griff einem jeden bis an die innersten Fasern des Herzens. Sie stießen sich an den Tischen an und flüsterten: „Es hat dem Alten das Herz gebrochen.“ Und es drangen feindliche Blicke hinüber zu dem Tisch, an dem Peter Bichel saß.

Unterdessen führte Joseph Bichel den alten Bichel, der willenlos folgte, hinaus und heim.

Über Peter Bichel kam eine ungeheure Ernüchterung, als er den alten Bichel zusammen brechen sah. Sein Gesicht wurde verstört, er wechselte einige Worte mit dem Notar, und die Versteigerung wurde abgebrochen. Dann ging er selbst hinaus.

Im Wirtshaus wurde nun ein wirres Durcheinander. Sie sprachen über das Unglück, das bei den Bichel eingebrochen war und das drohte, alles mit fortzureißen, wenn ihm nicht gesteuert wurde. Die allgemeine Überzeugung war, daß es nicht gut enden würde. Einer von den Bauern, die mit an die Steine gefahren waren, frischte die Geschichte vom Galgenfeuer wieder auf, und es zog eine vage Furcht vor den geheimen Geisterkräften durch die Reden der Bauern, während draußen langsam die Nacht heraufzog.

**D**er Wind fuhr in kalten Stößen vom Wetterberg herunter und segte über den Ochsenkoppel weg. Die Wolken waren grau und hingen niedrig über den kahlen Feldern, aus denen die weißen Wege leuchteten. Von allen Seiten kamen schwarz gekleidete Menschen von den Dörfern und hielten auf Benzen zu, das oben auf der Höhe lag. Vom Schleytal herauf rangen sich die Glockenklänge und verflatterten im Wind. Peter Bichel wurde begraben.

Der Bichelhof lag unter den alten Eschen, die über ihm brausten wie immer zur Herbstzeit. überall im Hof standen Kutschen von den Verwandten, die weither gekommen waren. Der Boden war peinlich sauber gekehrt, und alles Geschirr an den Mauern und unter den Schuppen stand in einer musterhaften Ordnung.

Die Stube war voll Bichel, die aus den verschiedensten Gegenden des Gutlandes zusammen gekommen waren.

Sie hatten alle einen hohen Wuchs und wetterharte, braune Gesichter und harte Arbeitshände. Sie sprachen langsam und bedächtig. Es war eine gewisse Feierlichkeit in ihrem Wesen, aus dem die Trauer ungekünstelt herauswuchs. „Wie es gegangen ist!“ erzählte Joseph, der in schwarzen Trauerkleidern mitten unter ihnen stand. „Seitdem er das zweite blinde Kind hatte, begann er aus Verdruß zu trinken. Dann verlor er völlig den Kopf und ließ einen Teil seiner Ländereien versteigern, um fort zu gehen. Als er dann sah, wie darüber dem Vater das Herz auf der Versteigerung brach, zog er sie zurück. Und am Morgen war dann das Unglück geschehen.“

Sie schüttelten die Köpfe. „Wie konnte das nur so kommen?“ fragten sie.

„Ja wie konnte es nur so kommen“, sagte Joseph Bichel und zog die Schultern und machte ein fragendes Gesicht. Die Frage blieb unbeantwortet.

Sie erzählten von den Fällen, die ein jeder kannte, wo einer sich das Leben genommen hatte.

„Es muß einer das Furchtbarste durchgemacht haben, ehe er so weit kommt“, sagte einer.

„Es macht keiner das bei gesundem Verstand, sagte ein anderer; sie sind alle krank.“

„Wenn er an der Arbeit geblieben wäre, sagte ein dritter, wäre es nicht geschehen.“

„Ja die Arbeit schützt vor mancher Torheit“, sagte ein anderer.

So redeten sie durcheinander in der Stube der Bichel, und aus ihren Reden stieg das Bild einer Menschheit, die gejagt und gepeinigt durchs Leben zieht und in der Arbeit die Stütze findet, an der sie bis ans Ende aufrecht geht ohne zu fallen.

Am Giebelfenster herauf fuhr ein letztes Gefährt, der „Suppes“. Er saß hoch aufgerichtet auf dem schaukelnden Sitz eines niedrigen, zweirädrigen Wägelchens, in dessen

Gestell ein langbeiniger, preußischer „Bidot“ weit ausgriff. Sein Gesicht war unbeweglich starr, und er hielt in der erhobenen Rechten die schwanke Rutschenpeitsche, deren Lederende auf dem Rücken des Pferdes tänzelte, das auf der ungewohnten Chaussee die Füße hoch hob und die Ohren spitzte wegen des ungewohnten Widerhalles seiner eigenen Tritte.

Die Knechte nahmen dem „Juppes“ das Pferd ab und spannten aus, während er ins Haus ging. In der Türe traf er auf den alten Bichel. Sie gaben sich beide die Hand. Bärnd Bichel hatte ein leises Zittern von aufwallendem Schmerz um den Mund, als er dem alten Freund die Hand drückte.

„Ihr macht sonderbare Dinge hier in Benzen“, sagte der „Juppes“, der zuerst seine Bewegung überwand.

„Wir hatten viel Unglück, fast mehr, als einer ertragen kann“, sagte der alte Bichel.

„Wie geht es denn mit dem Hof?“ fragte der „Juppes“, der es vermied, von dem vorgefallenen Vergangenen zu sprechen.

Bärnd Bichel bekam seine Sicherheit wieder, als er von dem Zukünftigen sprechen konnte. „Der Joseph geht hinauf, sagte er, und hier greife ich wieder an, so lange es geht.“

„Und das Land habt ihr behalten?“

„Ja, das haben wir behalten.“

Da läutete die Glocke von unten herauf in ihr Gespräch, und sie gingen ins Haus.

Sie weichen nicht vom Boden, dachte der „Juppes“, um nichts in der Welt. Es lag eine Größe darin, die ihn niederzwang.

Die Leute standen in schwarzen Gruppen um das Totenhaus. Das Tragische seines Schicksals und seines

Todes hatte viele herbeigeführt, die ihn aus seinen guten Jahren gekannt und geschätzt hatten. Sie gingen um die Scheunen und Ställe herum und musterten den neuen Bau, der nicht fertig geworden war. „Es sieht so traurig aus, sagte ein alter Bauer, wenn einer in einem Haus tot liegt und es steht ein unfertiger Bau daneben. Es ist, als sei ein ganzes Leben, das nicht fertig werden konnte, in der Mitte entzwei gebrochen.“

„Es heißt nicht umsonst, daß einer leicht über dem Bauen stirbt“, sagte ein anderer Bauer.

Die Bauern aus Benzen mischten sich unter die Fremden, die von allen Seiten gekommen waren und gaben Auskunft auf ihre Fragen.

„Der Anfang vom Unglück war, daß er die „Märjänn“ nahm“, sagte der Bewesch, der bei einer Gruppe von Bürgern aus dem nahen Flecken neben dem Scheunentor stand.

„Die Bauern sind darin unvernünftig, sagte ein Bürger; sie sorgen besser für das Vieh als für die Kinder.“

„Es geschieht meistens wegen des Landes“, sagte ein anderer.

„Man sollte sie besser unterrichten über die schlimmen Folgen, die das Heiraten in die Familien mit sich bringt“, sagte ein dritter.

„Das nutzt nichts, es liegt ihnen mehr am Land, als an den Kindern“, sagte der zweite.

„Es ist übrigens nicht besser bei den Städtern, sagte der Bewesch; die tun es wegen des Geldes.“

„Man sollte eigentlich mehr beachten, daß die Menschen die Hauptsache auf der Welt sind und nicht der Reichtum“, sagte einer, der frisch hinzugetreten war und sich in das Gespräch mischte.

Neben dem Kuhstall standen der „Henkesjan“ und der

Gompel und der „Tillepetchestid“ und der „Hèng“ zusammen.

„Er mußte doch vollständig den Kopf verloren haben“, sagte der „Tillepetchestid“, der aus der „Minette“ gekommen war.

„Den alten Bichel bewundere ich am meisten, sagte der Gompel. Es ist erstaunlich, wie er das alles trägt.“

„Es war ihm aber auf der Versteigerung nahe bei gegangen“, meinte der „Henkesjan“, der heute fast ganz heiser war.

„Aber er ist wieder der Alte, sagte der „Hèng“. Wenn er nur zehn Jahre jünger wäre, er würde schon alles wieder in das rechte Geleise bringen.“

„Die Kinder werden sie wohl in die Anstalt tun?“ fragte der „Tillepetchestid“.

„Nein, sie wollen nicht, obschon sie da besser versorgt wären“, sagte der Gompel.

Der alte Bichel will nicht, daß sie mit den andern genannt werden, mit den „Blinden“.

„Und die Bärb bleibt auf dem Hof?“ erkundigte sich der „Tillepetchestid“ weiter. Es hieß doch, daß sie ins Kloster gehen wollte.“

„Sie bleibt, und der Joseph kommt hierhin“, sagte der „Hèng“.

„Sie lassen nicht vom Lande“, sagte der Gompel.

Die Verwandten kamen vom Bichelhof herunter und gingen in das Haus. Die aus der Gegend machten ihnen die Wege frei.

„Es ist ein großer Schlag Menschen“, sagte einer aus der Stadt zu seinem Nachbar.

Die Priester kamen vor das Haus und holten die Leiche ab. Dann trugen die Männer aus dem Dorf den, der früher an ihrer Spitze gegangen war, auf seinem letzten irdischen Gang. Einzelne Regentropfen fielen und

der Wind stieß in den langen Zug, der betend über die Wege zog. . . .

Das Grab der Bichel war weit geöffnet. Die Träger stellten den Sarg auf die aufgeworfene, frische Erde, dann machten sie die Seile unter und ließen den Toten hinab. Die Bichel standen hochauferichtet am Familiengrab; ihre tiefsten und schmerzlichsten Gefühle senkten sich mit dem Sarg hinunter und verankerten sich im Grund des Grabes und banden sie auf ewig an die Erde und an die Heimat.

Der alte Pfarrer sah über dem Singen nach den Bichel hin, die in einer langen, schwarzen Reihe am Grab standen. Sie weichen nur vor dem Tode, dachte er; sie sind der feste Grund der Welt.

Als dann das „Glaube festiglich“ angestimmt wurde und alle Bauern mit kräftiger Stimme einfielen, und als von den Gräbern die große Hoffnung auf die Auferstehung aufstieg und mit Macht in das weite Tal hinausflutete, da kam eine feltfame Ergriffenheit über die Städter, die da standen.

Weit hinaus dehnte sich das Schlenttal mit seinen Wiesen, über die der Herbstwind stieß. Das Land blieb immer dasselbe; nur die Menschen, die darüber gingen, wechselten